

**Hochschule für Angewandte Wissenschaften Hamburg
Fakultät für Wirtschaft und Soziales
Department Soziale Arbeit
Bachelorstudiengang Soziale Arbeit
Erstgutachten: Prof. Dr. Jürgen Hille
Zweitgutachten: Prof. Dr. Jutta Hagen
Tag der Abgabe: 15.04.12**

**Vorgelegt von: Katharina Urbanczyk
Matrikel-Nr.: 1993526**

Suchtprävention in der Jugendarbeit

Am Beispiel von Alkohol und Cannabis

Bachelor-Thesis

Inhaltsverzeichnis

0. Vorwort.....	2
1. Einleitung.....	4
2. Jugendarbeit.....	6
2.1 Jugendverbandsarbeit.....	7
2.2 Offene Kinder- und Jugendarbeit	9
2.3 Mobile Jugendarbeit/ Streetwork	14
3. Suchterkrankung.....	19
3.1 Was ist Sucht.....	19
3.2 Folgen und Wirkungen des Suchtmittelkonsums auf junge Menschen (Am Beispiel Alkohol und Cannabis).....	20
3.3 Ursachenklärung über theoretische Modelle.....	25
3.4 Suchtprävention und ihre Zielgruppen.....	30
4. Suchtprävention in der Jugendarbeit.....	33
4.1 Gute Jugendarbeit = gute Suchtprävention?.....	34
4.2 Akzeptierende Drogen-/ Jugendarbeit und Suchtprävention.....	35
4.3 Bildung als Schlüssel einer adäquaten Suchtprävention in der Jugendarbeit?.....	38
4.3.1 Bildungsrelevanz von Peergroups.....	40
4.3.2 Alternativen zum Drogenkonsum (Erlebnispädagogische Angebote).....	42
5. Fazit.....	44
Literaturverzeichnis.....	47
Anhang.....	53
Eidesstattliche Erklärung.....	55

0. Vorwort

Es ist nicht einfach Jugendarbeit und Prävention, insbesondere Suchtprävention zusammen zu bringen. Gerade Jugendliche lassen sich für gewöhnlich nur schwer auf dieses Thema ein oder nehmen es im Gespräch mit Erwachsenen nicht besonders ernst. Trotzdem ist es wichtig sich als Jugendarbeit immer wieder mit diesem Thema auseinander zu setzen um auf die Gefahren von Alkohol, Drogen etc. hinzuweisen und Kinder und Jugendliche dafür zu sensibilisieren, ohne dass man mit erhobenem Zeigefinger eine unnahbare Moralinstanz verkörpert.

Zu meinen bisherigen Tätigkeiten ist folgendes zu sagen: Nach meinem Abitur bin ich für ein Jahr nach Südafrika gegangen. Dort habe ich in einigen Einrichtungen der Jugendarbeit hospitiert. Darüber hinaus arbeitete ich zu dieser Zeit in Kinderheimen. Dort wurde mir berichtet, dass viele der dort lebenden Kinder und Jugendlichen ihre Eltern aufgrund einer Drogenproblematik verloren haben oder diese aufgrund dessen nicht mehr im Stande waren um für ihre Kinder in angemessener Weise zu sorgen. Diese Umstände sind für die dort lebenden jungen Menschen dennoch keine Warnung gewesen. Einige der Bewohner und Bewohnerinnen haben selbst mit Drogen oder Medikamenten gehandelt oder diese konsumiert.

Diese Erfahrungen sind für mich der Anlass gewesen mich weiter mit diesem Thema zu beschäftigen. Aus diesem Grund habe ich mein Praxissemester in einer Drogen-, Beratungs- und Therapieeinrichtung in Warschau absolviert. Während dieser Zeit bin ich mit vielen Jugendlichen in Kontakt gekommen, welche mir über ähnliche Erfahrungen berichtet haben, wie die Kinder und Jugendlichen in Südafrika. In Warschau berichteten mir die betreuenden Sozialarbeiter und Sozialarbeiterinnen, dass die Klientinnen und Klienten vor Ort, keine präventiven Maßnahmen im Vorfeld erfahren haben. Erschreckend war zu erfahren, dass einige der Kinder und Jugendlichen schon seit ihrem 13. Lebensjahr einer Sucht/ Abhängigkeit zum Opfer gefallen sind.

All diese Erfahrungen haben für mich den Ausschlag gegeben zu untersuchen in wie weit Jugendarbeit durch präventive Maßnahmen dazu beitragen könnte, dass das Thema ernsthaft von den Jugendlichen aufgenommen wird.

Ich möchte mich herzlich bei der Drogen- Beratungs- und Therapieeinrichtung „Monar“ in Warschau bedanken, die es mir ermöglicht hat die Arbeit mit suchtkranken Menschen zu erleben.

Zum Schluss bedanke ich mich bei meiner Familie, die mich nicht nur während meines Studiums in hohem Maße unterstützt hat.

1. Einleitung

Verfolgt man die aktuelle Berichterstattung zum Thema Alkoholkonsum bei Jugendlichen wird man feststellen, dass diese sich „berauscht“ an der vermeintlich positiven Entwicklung. Unter anderem wird in einem Artikel¹ der Wochenzeitung „Die Zeit“ festgestellt, dass Jugendliche und junge Erwachsene so wenig Alkohol trinken wie nie zuvor. So betrachtet gibt es scheinbar kaum ein Argument, welches dafür spräche etwas in der Suchtprävention zu verändern, bzw. Programme der Suchtprävention weiter auszubauen.

Demgegenüber stehen andere Statistiken, welche die Euphorie einiger Berichterstatte(r)innen und Berichterstatte(r)n dämpfen dürften. So stellt das Statistische Bundesamt folgendes fest²: Die Zahl der aus dem Krankenhaus entlassenen jungen Menschen, welche eine durch Alkoholkonsum bedingte Intoxikation (Alkoholvergiftung) erlitten haben nimmt bedenkliche Formen an. So ist festzustellen, dass im Jahre 2000 die Zahl der 12-15 jährigen, die durch eine Alkoholvergiftung in ein Krankenhaus eingeliefert werden mussten, 2.194 betragen hat. Im Jahr 2010 liegt der Wert für diese Altersgruppe bei 4.088. Dies stellt fest eine Verdoppelung der durch Krankenhausaufenthalte erfassten Alkoholvergiftungen dar. Noch dramatischere Zahlen sind für die Altersgruppe der 15-20 jährigen zu entnehmen. Sind es im Jahre 2000 noch 7.320 Menschen der eben benannten Altersgruppe gewesen, welche aufgrund einer durch Alkoholkonsum bedingten Intoxikation ins Krankenhaus eingeliefert worden sind, so sind es im Jahr 2010 schon 21.907. Dies stellt fast eine Verdreifachung des Vergleichswertes von 2000 dar.

Aus diesen Zahlen lässt sich unschwer ableiten, dass Jugendliche und junge Erwachsene in ihrer Gesamtmenge zwar weniger Alkohol als früher konsumieren, dafür aber deutlich intensiver und unkontrollierter.

Im Bereich des Cannabiskonsums bei Jugendlichen und jungen Erwachsenen sind die vorliegenden Zahlen zugegebenermaßen nicht ganz so dramatisch, jedoch nach wie vor beunruhigend. So geht aus Berichten der Europäischen Beratungsstelle für Drogen und Drogensucht hervor, dass die psychoaktive Substanz Cannabis die in der Europäischen Union am weitesten verbreitete illegale Droge ist (vgl. Kraus/

¹ <http://www.zeit.de/gesellschaft/zeitgeschehen/2011-02/jugendliche-komasaufen-studie>

² Die vollständigen Erhebungen sind dem Anhang zu entnehmen.

Pfeiffer-Gerschel/ Prabst, 2008: 17). Unter anderem aus diesem Grund kommt die BZgA (Bundeszentrale für gesundheitliche Aufklärung) nach einer im Mai 2011 veröffentlichten Studie zum Thema „Der Cannabiskonsum Jugendlicher und junger Erwachsener in Deutschland 2010“, zu der Erkenntnis, dass die aktuelle Prävalenz (Krankheitshäufigkeit) so hoch ist, dass entsprechende Präventionsmaßnahmen zur Senkung der Prävalenz zu fordern sind. Dies wird damit begründet, dass 3,2 %, also umgerechnet knapp 250.000 Menschen bundesweit, der Menschen im Alter zwischen dem 18. und dem 25. Lebensjahr regelmäßig Cannabis konsumieren.³ Es wird dabei angemerkt, dass die Erhebung von 3,2 % in der Realität deutlich höher liegen kann. Grund dafür ist, dass möglicherweise die Befragten aufgrund eines sozial wünschenswertem Antwortverhalten eher ihren Cannabiskonsum verneint haben.

Im Folgenden ist zu klären was insbesondere die Suchtprävention dazu beitragen kann um die zuvor beschriebenen bedenklichen Entwicklungen in unserer Gesellschaft aufzuhalten, bzw. diese durch entsprechende Angebote abzumildern. Insbesondere die Jugendarbeit in all ihren Facetten ist ein dafür gerade zu prädestiniertes Feld, da sie mit Jugendlichen und jungen Erwachsenen in ihren Einrichtungen, bzw. Organisationsstrukturen in Kontakt und somit auch in einen Austausch kommt. Deshalb wird zu Beginn der hier vorliegenden Arbeit die Jugendarbeit mit ihren drei Kernfeldern, der Jugendverbandsarbeit, der Offenen Kinder- und Jugendarbeit, sowie der Mobilen Jugendarbeit/ Streetwork vorgestellt. Im Anschluss daran wird Bezug auf die Suchterkrankung genommen. Es wird erklärt was diese ausmacht und welche Überlegungen für ihre Entstehung in Betracht gezogen werden müssen. Weiterhin wird auf die Suchtprävention eingegangen. Dabei wird geklärt werden, nach welchen Aspekten die unterschiedlichen Zielgruppen in Bezug auf eine Suchtprävention differenziert werden müssen.

Im vierten Abschnitt werden die Bereiche Jugendarbeit und Suchtprävention zusammengeführt. Es wird diskutiert werden welche Möglichkeiten der Suchtprävention sich für das Tätigkeitsfeld der Jugendarbeit anbieten. Unter anderem wird dabei der Frage nachgegangen werden ob gute Jugendarbeit mit einer guten Suchtprävention gleichzusetzen ist oder ob es dabei noch anderen Maßnahmen bedarf. Außerdem wird das Verhältnis zwischen akzeptierenden

³ Zu vergleichen unter: http://www.drogenbeauftragte.de/fileadmin/dateien-dba/DrogenundSucht/Illegale_Drogen/Cannabis/Downloads/Kurzbericht_Cannabis_2011-04-28.pdf

Ansätzen in der Jugend- und Drogenarbeit und einem suchtpreventivem Verhältnis näher beleuchtet. Des Weiteren finden Überlegungen zu konkreten Präventionsmöglichkeiten statt, welche z.B. die Bildungsmöglichkeiten in der Jugendarbeit in den Fokus rücken. Dazu Flankierend wird beleuchtet werden ob und wenn ja weshalb erlebnispädagogische Ansätze in der Jugendarbeit ihren Beitrag zu einer Suchtprävention leisten können.

2. Jugendarbeit

Jugendarbeit ist ein Begriff, der äußerst umfassend ist. Es gibt zahlreiche Formen und Ausprägungen. Zunächst muss jedoch festgestellt werden, dass die Jugendarbeit, als Leistung der Jugendhilfe anzusehen ist (vgl. § 2, Abs. 2, SGB VIII). Der Begriff der Jugendarbeit bezieht sich nicht, wie vom Namen her abzuleiten wäre, nur auf die Arbeit mit Jugendlichen, sondern in gleichem Maße auf die Arbeit mit Kindern. Dies geht aus den Begriffsbestimmungen des § 7 SGB VIII hervor, welcher die Leistungsberechtigten aufzählt. „(1) Im Sinne dieses Buches ist [...] 4. junger Mensch, wer noch nicht 27 Jahre alt ist, [...]“ (§ 7 Abs. 1, Nr. 4, SGB VIII) Weiterführend besagt § 11, Abs. 1. S. 1, SGB VIII, dass „jungen Menschen“ die zu ihrer Förderung ihrer Entwicklung erforderlichen Angebote der Jugendarbeit zur Verfügung zu stellen sind. Da der Gesetzgeber unter dem Begriff des „jungen Menschen“ Personen beschreibt, welche noch nicht 27 Jahre alt sind und diese jungen Menschen einen Anspruch auf Leistung der Jugendarbeit besitzen, sind darunter gleichermaßen Kinder wie Jugendliche zu fassen. Darüber hinaus sind, wie aus dem § 11 SGB VIII hervorgeht, ebenfalls Personen mit einzubeziehen, welche weder als Kinder noch als Jugendliche anzusehen sind. Demnach sind auch junge Volljährige zwischen dem 18. und 27. Lebensjahr leistungsberechtigt. Des Weiteren können auch Personen, die das 27. Lebensjahr noch nicht vollendet haben, in Leistungen der Jugendarbeit, in „angemessenem Umfang“ einbezogen werden (vgl. § 11, Abs. 4, SGB VIII).

Im Weiteren Verlauf dieses Kapitels soll geklärt werden, welches die einzelnen Formen der Jugendarbeit sind und in wie weit sich diese voneinander unterscheiden bzw. abgrenzen. Anschließend wird dargestellt welchen Bildungsauftrag die Jugendarbeit verfolgt und mit welchen Methoden sie diesen umsetzt.

2.1 Jugendverbandsarbeit

Durch den § 12 SGB VIII wird den Jugendverbänden eine rechtliche Bewandtnis zu Teil. In diesem Paragraphen wird der Jugendverbandsarbeit zum einen eine Förderung zugesichert und zum anderen wird eine staatliche Unabhängigkeit manifestiert. „(1) Die eigenverantwortliche Tätigkeit der Jugendverbände und Jugendgruppen ist unter Wahrung ihres satzungsgemäßen Eigenlebens nach Maßgabe des § 74 zu fördern“ (§ 12, Abs. 1, SGB VIII)

Darüber hinaus ist Jugendverbandsarbeit durch das Bestehen fester Gruppen gekennzeichnet (und folgend: vgl. von Wensierski, 2004: 41). Es wird Wert auf eine feste Mitgliedschaft, sowie auf ein kontinuierliches Engagement gelegt. Damit einhergehend ist die Tatsache, dass innerhalb der verbandlichen Jugendarbeit eine komplexe Organisationstruktur vorherrschend ist. Weiterhin kommen verbandliche Hierarchien und Funktionärstätigkeiten zum Tragen. Bei der Aufgabenbeschreibung stößt man hingegen auf Probleme. Eine einheitliche Beschreibung ist kaum möglich. Dies ist zusammenhängend mit der Pluralität der Träger. „Generell kann man die Verbandsszene unterscheiden in: religiöse bzw. weltanschauliche Jugendverbände (z.B. kirchliche Jugendverbände); fachspezifische Jugendverbände (z.B. DLRG-Jugend; Jugendrotkreuz; Deutsche Waldjugend usw.) sowie Sportverbände (z.B. Deutsche Sportjugend. Jugendverbände finden ihren Dachverband im Deutschen Bundesjugendring (DBJR)“ (von Wensierski, 2004: 41).

Versucht man trotz der Schwierigkeit bei der Beschreibung der Aufgabenstellung einige allgemeine Parameter auszumachen, welche die Aufgabenstruktur kennzeichnen, so ist es notwendig sich abermals mit dem § 12 SGB VIII zu beschäftigen. Dort wird neben der Beschreibung, dass Jugendverbandsarbeit von jungen Menschen selbst organisiert, gestaltet und mit verantwortet wird, auf einen weiteren beschreibenden Umstand (der Aufgabenstellung) Bezug genommen. Dabei wird festgestellt, dass Jugendverbände und ihre Zusammenschlüsse Anliegen und Interessen junger Menschen transportieren (vgl. § 12, Abs. 2, SGB VIII).

Um eine noch detailliertere Sicht auf die Jugendverbände zu erhalten, werden im Folgenden sechs Merkmale beschrieben, die in allen Jugendverbänden vorhanden sind (und folgend vgl. Gängler, 2002: 585 ff.). Als erstes Merkmal ist dabei die Milieugebundenheit der Verbände zu benennen. Diese Gebundenheit hat einen

geschichtlichen Ursprung. Jugendverbände entstanden seit Beginn des Jahrhunderts aus Milieus und Mentalitäten welche wiederum an das dazugehörige Kaiserreich angebunden waren. Im weiteren Verlauf der Geschichte hat sich die hier beschriebene Milieunähe als ein ertragreicher Rekrutierungsfaktor gezeigt. Dieser trug aufgrund des Status der Organisationsform zur Stabilität der Milieus bei.

Im zweiten Merkmal verweist Gängler auf die privatrechtliche bzw. vereinsförmige Organisationsform der Jugendverbände. Dies ist aufgrund der Tatsache bemerkenswert, dass die Organisationsform zunächst staatlich initiiert und gefördert ist. Damit sind Jugendverbände Teile der gesellschaftlichen Dienstleistungen. Somit bestehen eine Abhängigkeit, sowie eine Anbindung an die Mittelvergabe des Staates.

Eine dritte Gemeinsamkeit lässt sich in der Personalstruktur der Jugendverbände finden. Dabei wird man feststellen, dass diese vergleichsweise späte Formen der Verberuflichung erfahren haben. Zu Anfang sind Jugendverbände überwiegend durch ehrenamtliche Tätigkeiten geprägt gewesen. Nach wie vor ist die Ehrenamtlichkeit in Jugendverbänden ein bedeutendes Merkmal, welchem in Grundsatzklärungen, wie in politischen Äußerungen ein hoher Stellenwert zugeschrieben wird.

Gängler beschreibt als vierten Aspekt die „Institutionalisierung“ des Generationenverhältnisses außerhalb von Familie, Schule und Berufsausbildung“. Damit einhergehend ist die Bezeichnung der „vierten Sozialisationsinstanz“. Dabei werden zunächst von den Jugendverbänden soziale Ressourcen zur Verfügung gestellt, welche für Kinder und Jugendliche eine enorm hohe Wertigkeit aufweisen. „Sie bieten Kindern und Jugendlichen die Möglichkeit, eigene soziale Netze aufzubauen. Diese Möglichkeit gewinnt vor dem Hintergrund demographischer Entwicklungen (wachsende Zahl von Einzelkindern) eine neue Qualität“ (Gängler, 2002: 587).

Als viertes Merkmal wird die Arbeit mit Gruppen angeführt. Gängler beschreibt dabei, dass Jugendverbände pädagogische Formen und Methoden entwickeln, die der Bedeutung der Gruppenarbeit Rechnung tragen. „Die Gruppe ist nach wie vor das pädagogische Herzstück der Jugendverbandsarbeit [...]“ (Gängler, 2002: 588). Weiterhin gibt Gängler zu bedenken, dass die aus pädagogischer Sicht relevante

Differenzierung zwischen den aus der Jugendverbandsarbeit inszenierten Gruppenstrukturen und den Cliquesstrukturen von Peergroups⁴ nicht vernachlässigt werden darf.

Das sechste Merkmal stellt zugleich ein Phänomen dar, welches in dieser Form in keinem anderen pädagogischen Tätigkeitsfeld vorzufinden ist. Es handelt sich dabei um die „Gleichaltrigenerziehung“. Diese Art der Erziehung wird mit dem sich daraus konstituierenden eigenen Erfahrungs- und Handlungsfeld begründet. „Die pädagogische Beziehung zwischen Jugendlichen und Jugendlichen (bzw. Kindern) öffnet spezifische eigene Erfahrungsräume, die durch eine intergenerative Erziehung nicht vermittelt werden können“ (Gängler, 2002: 588). Des Weiteren wird beschrieben, dass Kinder und Jugendliche in ihrer Lebensbewältigung verschiedene Erfahrungen machen und unterschiedliches Wissen erlernen. Diese können auch für andere Jugendliche in ihrem Alter von Nutzen sein, so dass durch die Gleichaltrigkeit ein Austausch gefördert werden würde. Der institutionalisierte Rahmen der Jugendverbände bietet für besagten Austausch eine geeignete Umgebung.

2.2 Offene Kinder- und Jugendarbeit

Im Gegensatz zur Jugendverbandsarbeit zeichnet sich die Offene Kinder- und Jugendarbeit durch ein Flexibilität und Verpflichtungslosigkeit aus. Die „Offene Arbeit“ stellt Angebote bereit, an welchen Kinder und Jugendliche kostenfrei und jederzeit teilnehmen können. Um an den jeweiligen Angeboten teilzunehmen, bedarf es seitens der Teilnehmer und Teilnehmerinnen keiner besonderen Fähigkeiten oder Voraussetzungen. Es ist nicht einmal erforderlich kontinuierlich an den Angeboten teilzunehmen, auch wenn dies für die Einrichtungen wünschenswert wäre. Der Offenheitsbegriff bekommt innerhalb der „Offenen Arbeit“ eine ambivalente Bedeutung zugeschrieben. „Offen“ kann in diesem Zusammenhang für eine einrichtungsbezogene Jugendarbeit stehen, wie z.B. ein Haus der Offenen Tür. Weiterhin weist dieser Begriff eine jugendpolitische Bedeutung auf, indem er für all die Formen der Jugendarbeit steht, welche über die Ansätze der Jugendverbandsarbeit hinausgehen (vgl. Deinet, 2002: 706).

⁴ In Kapitel 4.3.1 wird ausführlicher auf die Peergroup eingegangen.

Die Offene Kinder- und Jugendarbeit weist sich durch folgende kennzeichnende Merkmale aus⁵:

- Partizipation (vgl. Deinet/ Nörber/ Sturzenhecker, 2002: 693): Mit Partizipation ist die Mitsprache, die Mitbestimmung und das Mitwirken von Kindern und Jugendlichen gemeint. Sie sollen durch diese Erfahrungen zur Selbstbestimmung befähigt, sowie zu einem sozialen Engagement und zu eine gesellschaftlichen Mitverantwortung hingeführt werden.
- Freiwilligkeit: Der Freiwilligkeitsbegriff ist prägend für die Offene Kinder- und Jugendarbeit. Er stellt klar, dass die Kinder und Jugendlichen selbst entscheiden können, ob sie die Einrichtungen der Offenen Kinder- und Jugendarbeit besuchen. Dieser Aspekt der Nichtverpflichtung der Besucherinnen und Besucher macht den besonderen Reiz der Einrichtungen aus.
- Offenheit: Offene Kinder- und Jugendarbeit ist grundsätzlich offen in ihren Methoden (und folgend vgl. von Wensierski, 2008: 40). Von Wensierski verweist jedoch darauf, dass das „Gerüst“ der methodischen Ausstattung die offenen Angebote an sich sind. „[...] die vor allem sozialräumliche Infrastruktur und Gelegenheitsräume als unverbindliche Treffpunkte für Jugendliche zur Verfügung stellen: z. B Jugendcafes, Disco, Tischtennis-, Kicker, Billard usw.“ (von Wensierski, 2008: 40).
- Sozialraumorientierung und Aneignung: Für ein gelingendes Aufwachsen ist es wichtig, dass Kinder und Jugendliche sich mit dem ihnen umgebenden Raum auseinandersetzen (und folgend vgl. Reutlinger, 2005: 402 ff.). Im Weiteren beklagt Reutlinger, dass sie bei dem Aneignungsversuch auf Desinteresse oder gar Verdrängung und Hindernisse von Seiten Anderer stoßen. An dieser Stelle ist Offene Arbeit gefragt, um geeignete Räume im Sozialraum zur Verfügung zu stellen, bzw. sich parteilich für Kinder und Jugendliche einzusetzen, so dass diese Räume im Sozialraum vorfinden und sie sich diese aneignen können.

⁵ Es kann aufgrund des Umfangs dieser Arbeit nicht jedes einzelne Merkmal vorgestellt werden, da diese sich in den Konzeptionen der Einrichtung unterscheiden.

„Die grundlegende Auffassung dieses Ansatzes besteht darin, die Entwicklung des Menschen als tätige Auseinandersetzung mit seiner Umwelt, als Aneignung der gegenständlichen und symbolischen Kultur zu verstehen“ (Sturzenhecker, 2004: 112). Kinder und Jugendliche bekommen in Einrichtungen der Offenen Jugendarbeit die Möglichkeit Räume und Orte nach ihren Vorstellungen zu gestalten. Kinder und Jugendliche geben diesen Räumen durch den Aneignungsprozess einen eigenen Sinn und erschließen sich damit zusammenhängend ihre Lebenswelt (vgl. Sturzenhecker, 2004: 113). Fasst man den Aneignungsbegriff zusammen, so kann man folgendes unter diesem Begriff subsumieren: „[...]

- Eigenständige Auseinandersetzung mit der Umwelt
 - kreative Gestaltung von Räumen mit Symbolen etc.
 - Inszenierung, Verortung im öffentlichen Raum (Nischen/Ecken/Bühnen) und in Institutionen
 - Erweiterung des Handlungsraumes (die neuen Möglichkeiten, die in neuen Räumen liegen)
 - Veränderung vorgegebener Situationen und Arrangements
 - Erweiterung motorischer, gegenständlicher, kreativer und medialer Kompetenz
 - Erprobung des erweiterten Verhaltensrepertoires und neuer Fähigkeiten in neuen Situationen
 - Entwicklung situationsorientierter Kompetenzen im Sinn einer „Unmittelbarkeitsüberschreitung“ und „Bedeutungsverallgemeinerung“ (Deinet, 2005: 222).
- Bildung: Auch in der Offenen Kinder- und Jugendarbeit spielt Bildung eine zentrale Rolle. In der Offenen Arbeit wird jedoch „informelle“ und „nicht formale“ Bildung praktiziert⁶. Mit informellem Lernen wird ein Lernen bezeichnet, welches im Alltag der Betroffenen stattfindet (und folgend vgl.

⁶ Diese Begriffe stellen eine Abgrenzung zum formellen Lernen dar, welches in den gängigen Ausbildungseinrichtungen stattfindet.

Overwien, 2008: 130). Dies kann u.a. in der Familie, im Freundeskreis oder am Arbeitsplatz passieren. Dieses Lernen ist nicht strukturiert und hat normalerweise keine Zertifizierung im Sinn. Darüber hinaus kann es ein konkretes Ziel verfolgen, ist jedoch in den meisten Fällen nichtintentional. Nicht formales Lernen zieht ebenfalls üblicherweise keine Zertifizierung nach sich. Im Gegensatz zum informellen Lernen ist es jedoch systematisch und ist aus Sicht der Lernenden zielgerichtet.

- Bedürfnisorientierung: Bedürfnisorientierung meint, dass man zunächst von den Bedürfnissen der Jugendlichen ausgegangen wird und diese dadurch befähigt werden, ihre eigenen Interessen zu formulieren und auf zweiter Ebene auch angemessen umzusetzen (vgl. Pauli, 2008: 46). Weiterhin ist zu bemerken, dass sich an den Wünschen der Besucherinnen und Besucher orientiert wird. Die soll übergreifend dazu dienen, dass diese den Alltag in ihrer Lebenswelt besser bewältigen (vgl. Ellermann, 2008: 36).

Steigt man in die Methodendiskussion ein wird, man feststellen, dass zunächst drei Kernmethoden zu differenzieren sind: Einzelarbeit, Gruppenarbeit und Gemeinwesenarbeit (und folgend vgl. Schumann, 2005: 286 ff.).

Unter den Begriff Einzelarbeit fasst Schumann Formen der Jugendberatung. Diese können sich auf Auskünfte und Informationsvermittlung beziehen. Darüber hinaus können die Beratungsformen ebenso psychosozialer Natur sein, indem Konflikte und Probleme gemeinsam bearbeitet werden. Dabei wird die Biographie der Jugendlichen in den Vordergrund gestellt. Eine weitere Beratungsform ist die der Unterstützungsarbeit. Bei dieser Beratung wird sich mit der Lebenswelt der Jugendlichen beschäftigt. Die Felder Familie, Schule, Ausbildung etc. werden dabei genauer betrachtet.

Schumann beschreibt innerhalb der Methodendiskussion fünf funktionale Ebenen der pädagogischen Gruppenarbeit. Dabei verweist er darauf, dass diese Ebenen nicht starr hintereinander und planbar ablaufen, sondern in der Praxis durchaus gegenläufig oder durcheinander laufen können.

Dabei benennt der Autor zunächst die Beobachtung. Innerhalb dieser Phase werden Informationen über die Gruppe gesammelt. Dies passiert unter Berücksichtigung

ihres sozialen und sozialräumlichen Umfeldes, sowie ihrer Position in diesem Gebilde.

Als nächstes findet eine Analyse der Gruppensituation statt. „[...] modern gesprochen: die Klärung von Beziehungen, die Analyse von gruppeneigenen Kommunikationsstrukturen, Handlungszielen und Handlungsstilen, die Analyse von Gruppennormen und –orientierungen, die Analyse von gruppeneigenen Rollenzuweisungen bzw. –übernahmen, die Analyse von Gruppenstrukturen und möglichen Entwicklungs- bzw. Aktivitätspotenzialen gruppenintern wie –extern im sozialkulturellen Raum“ (Schumann, 2005: 296).

Anschließend an die Gruppenanalyse erfolgt die Planung der Gruppenarbeit. Zentraler Faktor dieser Planung ist die Aushandlung. Gemeinsame Arbeitsziele, spezifische Regeln, sowie die Beschaffung der notwendigen Ressourcen sind Bestandpunkte dieser Aushandlung.

Konkret wird es in der Phase der Durchführung. Dabei findet ein Eingriff in den Gruppenprozess statt. Konfrontationen, Rückmeldung, Fokussierung sowie das Setzen von Grenzen und Normen sind dabei Inhalte dieses Eingriffs. Weiterhin werden gemeinsame Themen entwickelt, sowie Projekte, Aktionen etc. gemeinsam durchgeführt.

Abschließend erfolgt eine Auswertung, welche von einer Supervision begleitet und von einer Evaluation abgeschlossen wird, welche auf eine Qualitätssicherung abzielt.

Als dritte Methode beschreibt Schumann die Gemeinwesenarbeit. Es gibt zahlreiche Möglichkeiten wie Gemeinwesenarbeit praktiziert werden kann. Folgend wird anhand einer Sozialraumerkundung eine Möglichkeit aufgezeigt, in der man nicht nur für, sondern auch mit Kindern und Jugendlichen Gemeinwesenarbeit praktizieren kann (und folgend vgl. Schumann 2005: 301).

Hierbei können die Kinder und Jugendlichen ihre Lieblingsorte zeigen und diese mit dem Fotoapparat, Camcorder etc. fotografieren bzw. filmen.

Außerdem können die Besucherinnen und Besucher der Einrichtungen „ihre“ Orte auf einer subjektiven Landkarte aufzeichnen und zu ihren Orten eigene Geschichten erzählen. Dieses Verfahren nennt sich soziale Kartierung.

Eine weitere Möglichkeit besteht darin die Kinder und Jugendlichen einzeln zu befragen. Diese Befragung würde in Form einer so genannten Zeittabelle stattfinden. Dabei würde man eine Art Zeitbudgetanalyse durchführen um eine Orientierung für die weitere Planung zu bekommen.

Überdies gibt es die Option eine Fragebogenaktion zu initiieren. Diese würden in Haushalten und Schulen verteilt werden und die Freizeitgewohnheiten und Bedürfnisse der Kinder und Jugendlichen abzufragen. Dabei könnten diese ihre Sicht auf den Sozialen Raum schildern und gleichzeitig Veränderungswünsche zu diesem Raum äußern.

2.3 Mobile Jugendarbeit/ Streetwork

Zahlreiche Praktiker und Praktikerinnen sind der Auffassung, dass die Mobile Jugendarbeit, wie auch die Straßensozialarbeit methodisch wie konzeptionell nah bei einander liegen. Auf der anderen Seite wird versucht eine Trennung dieser Begriffe herbei zu führen. Innerhalb dieser Abgrenzungsversuche wird Streetwork als eine Art Methode dargestellt, die innerhalb eines Konzepts mobiler Jugendarbeit die Aufgabe hätte, um zum einen eine Annäherung an die Klienten und Klientinnen zu ermöglichen und im fortgeschrittenem Stadium eine Kontaktstabilisierung zu erreichen (vgl. Klose/ Steffan, 2005: 307).

Aufgrund der kaum vorhandenen Trennschärfe der Abgrenzungsversuche ist es für die hier vorliegende Arbeit durchaus sinnvoll, beide Arbeitsformen zusammengefasst zu behandeln.

Simon merkt an, dass Streetwork sich an den aktuellen Hilfewünschen und Bedürfnissen der Klientinnen und Klienten orientiert und zudem keinen Anspruch auf Verhaltensänderung stellt (vgl. Simon, 2009: 13). „Streetwork und Mobile Jugendarbeit wenden sich Personen zu, für die der öffentliche Raum, vor allem Straßen und Plätze, von zentraler Bedeutung sind. Da diese Personen in der Regel von anderen sozialen Dienstleistungen nicht mehr erreicht werden (wollen), begeben sich Streetwork und Mobile Jugendarbeit zu deren Treffpunkten“ (Bundesarbeitsgemeinschaft Streetwork/Mobile Jugendarbeit, 2003: 209). Streetwork und Mobile Jugendarbeit haben grob gefasst das Ziel die Lebenswelt der in ihr

lebenden Jugendlichen etwas positiver zu gestalten. Weiterhin sollen auch Alternativen aufgezeigt werden, die ein ungefährlicheres Zurechtkommen beinhalten (vgl. Bundesarbeitsgemeinschaft Streetwork/Mobile Jugendarbeit, 2003: 2009). Klose und Steffan geben zu bedenken, dass sich die Ziele und Zielgruppen, je nach Projektform der Angebote unterscheiden in:

„ – raumbezogene (Jugendliche im Stadtteil, an einem Ort, in einer ländlichen Region) oder

– zielgruppenzentrierte („gewaltbereite“ Jugendgruppen, jugendliche Prostituierte, DrogenkonsumentInnen usw.)“ (Klose/ Steffan, 2005: 308). Des Weiteren nennen sie Handlungsmaximen, welche in Zusammenhang mit den Zielen der Mobilen Jugendarbeit stehen. Diese sind: Dezentralität, Alltagsorientierung, Methodenintegration, Partizipation und Prävention (vgl. Klose/ Steffan, 2005: 308).

Die Bundesarbeitsgemeinschaft Streetwork/Mobile Jugendarbeit verweist darauf, dass Streetwork und Mobile Jugendarbeit ein weiteres Ziel neben einer Verbesserung der Lebensumstände der Adressaten und Adressatinnen hat. Dabei handelt es sich darum, Stigmatisierung und eine damit drohende Ausgrenzung der Betroffenen zu verhindern, bzw. diese zu minimieren. Um dies zu erreichen werden den betreffenden Personen folgende Soziale Dienstleistungen angeboten:

„ – Förderung der Akzeptanz beziehungsweise Verbesserung bestehender Lebenswelten,

- Erweiterung der sozialen Handlungskompetenz der Adressatinnen und Adressaten,
- Erschließung gesellschaftlicher (Fremdhilfepotenzial) und individueller Ressourcen (Selbsthilfepotenzial),
- Entwicklung und Unterstützung bei der Umsetzung von Lebensperspektiven,
- Reduzierung und Vermeidung gesellschaftlicher Benachteiligungen und Diskriminierungen,
- Entwicklung inhaltlich-fachlicher und sozialpolitischer Einmischungsstrategien,
- Vertretung der Interessen von Gruppen, Cliques, und Szenen,

- Erschließen, Erhalten und Zurückgewinnen von öffentlichen Räumen,
- Institutionelle und konzeptionelle Innovation als Grundlage für Sozial- und Jugendhilfeplanung,
- Orientierungshilfen, bei verschiedenen Lebensfragen (zum Beispiel Jugend- oder Sozialhilfe, Ausbildung, Arbeit, Wohnen, Familie, Existenzsicherung, Gesundheitsfürsorge)“ (Bundesarbeitsgemeinschaft Streetwork/Mobile Jugendarbeit, 2003: 211).

Überdies gibt es auch einige Probleme und Schwierigkeiten, mit denen die Mobile Jugendarbeit, sowie das Streetwork zu kämpfen haben. So beziehen Klose und Steffan sich auf den Punkt, dass wenn ein Projekt der Mobilen Jugendarbeit Anklang findet, es durch die starke Nachfrage oftmals an die Kapazitätsgrenzen stößt (vgl. Klose/ Steffan, 1997: 18). Des Weiteren muss man sich innerhalb der Mobilen Jugendarbeit bewusst sein, dass Werte und Prinzipien der Beziehungsarbeit, Parteilichkeit und Akzeptanz in Bezug auf die Lebenswelt der Adressatinnen und Adressaten von immenser Bedeutung sind. Genauso wichtig ist jedoch die Erkenntnis, dass diese Ansätze dann an eine Grenze stoßen, wenn die betroffenen Jugendlichen in kriminelle Aktivitäten verwickelt oder bei ihnen eine Wohnungslosigkeit auftritt (und folgend vgl. Klose/ Steffan, 2005: 310 f.). Eine weitere Schwierigkeit, von der auch das Feld der Mobilen Arbeit nicht verschont bleibt, ist die Erwartungshaltung der verschiedenen Akteure, welcher einen Erwartungsdruck nach sich zieht. Auf der einen Seite stehen die Öffentlichkeit und die Geldgeber, welche eine betriebswirtschaftliche Vorstellung der Sozialen Arbeit generell annehmen und somit erwarten, dass durch ihren Mitteleinsatz auch ein entsprechender Ertrag erzielt wird. Auf der anderen Seite wird ein Erwartungsdruck durch die Adressatinnen und Adressaten ausgebildet. Diese bekommen durch die Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter den Eindruck vermittelt (oder bilden sich ein, diesen vermittelt zu bekommen), dass sie eine Hilfe- oder Unterstützungsleistung in einem Ausmaß erhalten, welches so immens hoch ist, dass diese Erwartung eigentlich nur enttäuscht werden kann. Gerade in Zeiten der Mittelstreichungen, sind diese Hoffnungen und Erwartungen oftmals nicht realisierbar.

An dieser Stelle stellt sich die Frage welche Angebote konkret von der Mobilen Jugendarbeiten bereitgestellt werden. Die folgenden Angebote sind aus einer Auflistung der Bundesarbeitsgemeinschaft Streetwork/Mobile Jugendarbeit (2003: 212 f.) entnommen:

- Beziehungsarbeit (Aufbau einer verbindlichen und reflektierten Beziehung zu den Betroffenen. Dabei muss in einem professionellen Rahmen Vertrauen durch Nähe geschaffen werden, jedoch auch eine Nähe gewahrt werden.)
- Kontaktpflege (Kontakte müssen durch vertrauensbildende Maßnahmen geschaffen und in angemessenem Maße gepflegt werden.)
- Beratung (Hierbei muss geprüft werden ob es sich um einen individuellen oder um einen auf die Gruppe bezogenen Bedarf handelt.)
- Gruppen- und Projektarbeit (Als Ziel solch eines Angebots, ist die Ausbildung von sozialen Kompetenzen zu benennen, um so den Lebensentwurf der Adressatinnen und Adressaten positiv zu beeinflussen.)
- Freizeitgestaltung und Erlebnispädagogik (In diesem Rahmen können die Jugendlichen ihre eigenen Stärken entdecken. Außerdem erfahren sie wo sich ihre Grenzen befinden.)
- Begleitung (Hier geht es darum, die Jugendlichen bei bürokratisch geprägten Vorgängen zu unterstützen und sie bei Terminen in Ämtern und Behörden zu begleiten, sowie sie dort zu vertreten.)
- Verhandlung (Hierbei handelt es sich um ein „Direktes oder indirektes parteiliches Verhandlungsangebot mit mindestens zwei Problembeteiligten (Personen oder Institutionen)“.)
- Vermittlung von Handlungskompetenz (Bei dieser Vermittlung wird darauf geachtet, den Jugendlichen die Handlungskompetenzen zu vermitteln, die für das Zurechtkommen in ihrer Lebenswelt unverzichtbar sind.)
- Unterstützung (Die Unterstützungsleistung muss als ein Angebot verstanden werden, das auf die Existenzsicherung der Betroffenen abzielt, sowie auf die Vermittlung einer Arbeit, einer Ausbildungsstelle etc. Dabei

ist zu beachten, dass diese Vermittlung über die Kontaktherstellung hinaus geht und ebenfalls einen begleitenden Charakter hat.)

- Konfliktmanagement (Dieser Aspekt umfasst den Eingriff in bestimmte Strukturen der Jugendlichen mit dem Ziel einer Unterbrechung. Dieser Eingriff ist nur unter der Voraussetzung legitim, dass eine Gefährdung der Betroffenen ausgemacht werden kann. Daran anschließend ist die Eröffnung von Perspektiven.)
- Eröffnen von Räumen (Streetwork und Mobile Jugendarbeit begleitet Jugendliche durch die Räumlichkeiten, die durch die Initiativen der Mobilien Arbeit entstanden sind. In diesen Räumen begleitet Streetwork und Mobile Jugendarbeit die Jugendlichen, um somit Hemmschwellen etc. abzubauen.)
- Verbesserung der Infrastruktur (Mobile Jugendarbeit und Streetwork hat die Aufgabe sich politisch einzumischen und somit auf Entscheidungen, die den Lebensraum ihrer Adressatinnen und Adressaten betreffen, positiv Einfluss zu nehmen.)
- Vernetzung (Hierbei geht es um Arbeitsansätze und Angebote, die eine Interessensvertretung der Betroffenen und eine Entwicklung von weiteren Hilfestrukturen zum Ziel haben. Dabei sind Kooperationen mit anderen Institutionen und Behörden unerlässlich.)
- Öffentlichkeitsarbeit (Es muss der Öffentlichkeit gezeigt werden, wie und weshalb die Adressatinnen und Adressaten in ihrer Lebenswelt leben. Auf diese Weise schafft man zum Einen ein Verständnis für die Situationen der Betroffenen und zum Anderen beugt man durch diese Darstellung Stigmatisierungen der Jugendlichen vor.)

3. Suchterkrankung

Um den Begriff der Suchtprävention zu ergründen, ist es zunächst wichtig die Begriffe der Sucht und der Prävention einzeln zu betrachten, bzw. zu definieren. Im Folgenden werden die Ursachen und Folgen einer Sucht beschrieben.

Weiterhin wird erläutert in wie weit gezielte Suchtprävention solch einem Zustand vorbeugen kann. Dabei werden sich die Erläuterungen immer auf eine Sucht im Jugendalter beziehen.

Es ist nicht leicht den Begriff der Sucht allgemeingültig zu beschreiben bzw. ihn abzugrenzen. Dies liegt vordergründig daran, dass der Mensch grundsätzlich nach allem süchtig werden kann, was ihm Freude bereitet. Hinzu kommt, dass der Begriff der Sucht (englisch: addiction) im Jahr 1964 von der Weltgesundheitsorganisation durch die Begriffe Missbrauch (englisch: abuse), sowie Abhängigkeit (englisch: dependence) ersetzt wurde (und folgend vgl. Schmutzler, 2006: 30). Trotzdem ist in der deutschen Sprache die Differenzierung zwischen Sucht und Abhängigkeit erlaubt. In der hier vorliegenden Arbeit wird der Begriff der Sucht verwendet. Zum Einen wird er aufgrund seiner sprachlichen Nähe zum Begriff der „Suchtprävention“ gewählt. Zum Anderen, weil der Suchtbegriff besser die stoffgebundenen und nicht die stoffungebundenen Suchtformen herausstellt.⁷

Das Wort Sucht kann man aus dem germanisch entstammten „siech“ ableiten, „Siech“ verweist auf Siechtum und Krankheit (vgl. Szafranski, 2009: 15).

3.1 Was ist Sucht?

Um zu verstehen was genau Sucht ist, muss man eine Unterscheidung zwischen stoffgebundenen und stoffungebundenen Suchtformen vornehmen.

Die stoffgebundenen Suchtformen werden dem Organismus des Menschen über den Gebrauch psychoaktiver Substanzen zugeführt (und folgend vgl. Schmutzler, 2006: 33 f.). Dies stellt einen Missbrauch dieser Substanzen dar. Die Gründe für den missbräuchlichen Gebrauch sind dabei auf der einen Seite die Erzeugung von bestimmten Lustgefühlen, welche eine euphorische Wirkung entfalten. Auf der anderen Seite ist ebenfalls die Vermeidung von „negativen“ Gefühlen zu nennen. Dabei konsumiert die Person einen Stoff, welcher der Vermeidung oder zumindest der Reduzierung eines als negativ empfundenen Gefühls dient.

⁷ Im weiteren Verlauf wird auf die Suchtformen eingegangen werden.

Etwas anders verhält es sich mit den stoffungebundenen Suchtformen. „Bei den stoff- oder substanzungebundenen Suchtformen beherrschen bestimmte Tätigkeiten oder Verhaltensweisen (z.B. fernsehen, Musik hören, Computer spielen, im Internet surfen, essen, putzen, einkaufen, arbeiten, Sport treiben etc.) das Denken, Fühlen und Handeln von Menschen in einer Fähigkeit zu autonomer Lebensgestaltung einschränkenden Weise“ (Schmutzler, 2006: 33). Schmutzler merkt des Weiteren an, dass der Begriff der Sucht im Kontext dieser Verhaltensstörungen in der wissenschaftlichen Diskussion umstritten ist. Es wird dabei befürchtet, dass Süchte wie die Heroinsucht, somit abgeschwächt werden würden, da all das, was unter dem Suchtbegriff subsumiert werden würde, einen für Außenstehende ähnlichen Charakter darstellen würde. Dem setzt Schmutzler entgegen, dass auch Verhaltensstörungen das Leben eines Menschen nachhaltig beeinträchtigen und im Zweifelsfall zerstören können. Überhaupt muss an dieser Stelle gefragt werden, wie sinnvoll eine Gegenüberstellung der Suchtformen ist und ob das Anlegen eines Stufenverhältnisses die richtige Maßnahme ist, um die jeweilige Form treffend zu charakterisieren. Vielmehr muss hier überlegt werden, in wie weit die Suchtformen miteinander zusammenhängen bzw. sich eventuell bedingen.

3.2 Folgen und Wirkungen des Suchtmittelkonsums auf junge Menschen (Am Beispiel Alkohol und Cannabis)

„Alkoholabhängigkeit gehört zu den am weitesten verbreiteten Störungen, die in Erhebungen über psychische Störungen in der Allgemeinbevölkerung diagnostiziert worden sind, und viele alkoholranke Menschen haben komorbide Angststörungen und Depressionen“ (Teesson/Degenhardt/Hall, 2008: 67). Dennoch ist der Genuss von Alkohol legal. Obgleich es eine Altersbeschränkung für den Alkoholkonsum gibt. Somit wird Alkohol zu den so genannten legalen Drogen gezählt. Weiterhin ist festzustellen, dass Alkohol nicht eindimensional betrachtet werden kann. Feuerlein beschreibt vier Wertigkeiten des Alkohols. Diese Wertigkeiten sind in dieser Form bei keiner anderen Droge zu finden: „Alkohol ist

1. ein Energieträger mit erheblichen Joulegehalt und damit ein Nahrungsmittel
2. als Bestandteil von zahlreichen, in unserem Kulturkreis allgemein üblichen durstlöschenden Getränken ein Genussmittel

3. ein Rauschmittel

4. ein Gift, dessen toxische Wirkung sich bei akuter oder chronischer Überdosierung manifestiert“ (Feuerlein, 1989: 4).

Genau diese verschiedenen Wertigkeiten machen den Alkohol so gefährlich. Die Droge Alkohol gilt ebenso als Droge wie Heroin oder Kokain (vgl. Bäuerle, 1996: 52). Trotzdem ist Alkohol schichtübergreifend in der Gesellschaft akzeptiert und kann sogar in Form von Geschenken z.B. als Würdigung einer besonderen Leistung, übergeben werden.

Übermäßiger Konsum von Suchtmitteln ist bei Kindern und Jugendlichen mit zahlreichen gesundheitlichen Risiken verknüpft (und folgend vgl. Laucht, 2007: 43). Keineswegs ist es so, dass sich die jungen Menschen dem nicht bewusst wären. Interessant ist in diesem Zusammenhang eine Studie von Johnston et. al. von 1998. In dieser Studie sind Schülerinnen und Schüler aus verschiedenen 12. Klassen zu Problemen befragt worden, welche in Zusammenhang mit Alkoholkonsum stehen. Für die Teilnahme an der Befragung sind Schülerinnen und Schüler ausgewählt worden, die an mindestens 10 Gelegenheiten Alkohol konsumiert haben. Auffallend ist bei dem Ergebnis gewesen, dass gesundheitliche Probleme im Gesamtzusammenhang eine zu vernachlässigende Rolle für die Jugendlichen einnehmen. Weiterhin werden Probleme, die in Zusammenhang mit Bildungsinstitutionen oder Polizei stehen, verhältnismäßig selten genannt. Von besonderer Wichtigkeit scheinen dagegen Probleme zu sein, die Einen in der aktuellen Situation des Konsums direkt betreffen. So wird an erster Stelle die Reue über das eigene Verhalten nach dem Alkoholkonsum genannt. Weiterhin wird von den Jugendlichen als negativ angemerkt, dass man durch den Alkoholkonsum nicht mehr klar und rational denken an. Riskantes Autofahren, sowie Probleme mit der/ dem Freundin/ Freund werden ebenfalls verhältnismäßig häufig genannt.⁸

Aus dieser Studie geht primär hervor, dass die Jugendlichen nicht nur positive Gedanken und Erfahrungen in Bezug auf den Alkoholkonsum haben. Sie geben selbst an, dass besagter Konsum viele negative Eigenschaften mit sich bringt. Trotz dieser Einsicht ist das Konsumverhalten von Kindern und Jugendlichen bedenklich. Im Weiteren wird anhand einer weiteren Studie geklärt werden was die Motive für

⁸ Eine Abbildung mit den genauen Angaben der Jugendlichen ist in Anlage 1 zu finden.

Alkoholkonsum sind. Die Bundeszentrale für gesundheitliche Aufklärung hat zu diesem Thema im Jahr 2004 eine Studie herausgegeben. In dieser Studie sind junge Menschen im Alter von 12-25 befragt worden. Sie sollten angeben, was für sie der ausschlaggebende Grund für einen alkoholischen Konsum ist. Die Studie hat ergeben, dass für die absolute Mehrheit von 67% der maßgebende Grund ist, dass Alkohol in Gesellschaft die Stimmung anhebt. Deutlich dahinter, aber nicht zu verlässigen, sind die Meinungen, dass Alkohol in Maßen die Gesundheit fördert (34%), sowie das man Alkohol trinken sollte, wenn man sich etwas extrovertierter verhalten möchten. Eine Minderheit von 13%, bzw. 12% sagt, dass Alkoholkonsum hilft, deprimierte Phasen zu überwinden und dass Alkohol nach einem anstrengenden Tag für Entspannung sorgt. Eine geringe Zahl von 3% ist der Meinung, dass Alkohol ein akkurates Mittel gegen Langeweile darstellt.

Bemerkenswert und erschreckend zugleich ist das Ergebnis, dass Alkohol als Stimmungsmacher eingesetzt und benötigt wird. Hier muss Prävention unbedingt ansetzen.⁹ Jugendliche scheinen zu glauben, dass Alkoholkonsum entscheidend für gute bzw. schlechte Stimmung ist. Vergleicht man diesen Kernaspekt der Stimmungslage mit der Studie von 1998 ist festzustellen, dass Jugendliche an erster Stelle einen Kontrollverlust ihrerseits bemängelten. Sie führten interessanterweise nicht an, dass die Stimmung bei Alkoholkonsum auch negativ sein kann, bzw. sich schnell vom Positiven zum Aggressiven wandeln kann. An dieser Stelle wäre interessant zu erfragen, in wie weit Jugendlichen überhaupt bewusst ist, dass die durch Alkohol zweifelsohne veränderte Stimmung auch ins Negative, bzw. ins Aggressive umschlagen kann.

Haushahn stellt fest, dass das Erleben eines durch Alkohol bedingten Rausches von der Euphorie bis zu einer Niedergeschlagenheit reichen kann, welche ebenfalls in aggressives Verhalten umschlagen kann (und folgend vgl. Haushahn, 1996: 24). Weiterhin kann der eigene Antrieb eine Steigerung wie auch eine Lähmung erfahren. Ähnlich verhält es sich mit dem Bewusstsein, welches eine Intensivierung der Wahrnehmung wie auch eine Bewusstlosigkeit im Zuge eines Rausches erfahren kann. Auch das Sozialverhalten ist in Folge eines Alkoholkonsums nicht unbedingt geprägt von Kontaktfreude und Aufgeschlossenheit. Wie schon beschrieben können Aggressivität, aber auch Rücksichtslosigkeit oder Selbstisolierung die Folge sein.

⁹ Im späteren Verlauf wird konkreter auf diesen Aspekt eingegangen.

Generell ist festzuhalten, dass Bewegungs- und Körperfunktionen sinken. Weiterhin können Lallen und Erbrechen Folgen eines Alkoholkonsums sein. Des Weiteren kann bei übermäßig starkem Alkoholkonsum eine unter Umständen tödlich verlaufende Alkoholvergiftung eintreten. Dabei ist zu bemerken, dass Alkoholräsche, sowie eventuell tödlich verlaufende Alkoholvergiftungen nicht nur in Zusammenhang mit Alkoholabhängigkeit auftreten können, sondern auch bei gelegentlichem Konsum möglich sind.

Im Weiteren wird geklärt, welche Folgen und Wirkungen der Konsum von Cannabis hat. Cannabis ist im Gegensatz zum Alkohol zu den illegalen Drogen zu zählen, auch wenn es in dieser Kategorie zu den „weichen“ Drogen zählt. Cannabis wird aus der Hanfpflanze *Cannabis sativa* gewonnen. Die Wirkung der Inhaltsstoffe werden als Cannabinoide bezeichnet (und folgend vgl. Schneider, 2007: 77). Die zwei bedeutendsten Cannabispräparate sind Haschisch und Marihuana. „Haschisch wird aus dem Harz der in Blüte stehenden Cannabispflanze gewonnen. Marihuana („Gras“) besteht aus getrockneten Teilen der Pflanze, meist zerkleinerten Blättern, Stengeln und Blüten und sieht etwa aus wie Heu oder Tee“ (Wille, 1994: 52f.). Zu bemerken ist, dass der THC Wirkstoff (Tetrahydrocannabinol) im Haschisch circa fünfmal höher ist als bei Marihuana (vgl. Wille, 1994: 53). Weiterhin ist zu bemerken, dass bei höherer Dosierung von Marihuana oder Haschisch, eher eine Entspannungs- und Deaktivierungswirkung auftritt (vgl. Schindler/Sack/Thomasius, 2012: 46) Haschisch wie auch Marihuana werden meistens in eigenhändig gedrehten Zigaretten, so genannten Joints geraucht. Dabei kann das Haschisch bzw. das Marihuana mit gewöhnlichem Tabak gemischt oder pur geraucht werden (vgl. Slodek/Nyk, 2010: 41). Alternativ werden die Substanzen durch das Rauchen an einer Pfeife konsumiert (und folgend vgl. Wille, 1994: 53). Kennzeichnend für den Konsum dieser Substanzen sind z.B. unmotivierter Lachanfalle. Im Anschluss daran findet zu meist ein Wechsel hin zu einer Lethargie, bzw. Abwesenheit statt. Konversationen sind in diesem Zeitraum kaum noch möglich. Weiterhin liegen mit dem Konsum verbundene panikartige Angstzustände, Verwirrtheit, sowie Paranoia im Bereich des Möglichen. Diese Wirkungen treten vor allem innerhalb fremder Umgebungen und bei einer äußerst hohen Dosierung auf. Äußerlich ist festzustellen, dass die Augen, sowie das Gesicht gerötet sind. Die Pupillen sind dabei eher geweitet.

Darüber hinaus stellen Slodek und Nyk folgende mögliche physiologische Veränderungen nach einem Konsum von Haschisch oder Marihuana heraus (Folgend vgl Slodek/Nyk 2010: 42):

- erhöhter Blutdruck, schnellere Pulsschlag
- Hustenanfälle, Austrocknung der Schleimhaut
- Heftiges Schwitzen
- Gesteigerter Appetit
- Kopfschmerzen
- Geminderte Koordinationsfähigkeit der eigenen Bewegungsabläufe und geminderte Aufmerksamkeitsfähigkeit
- Geminderte Erinnerungsfähigkeit
- Allgemeine verschlechterte physiologische Funktionsfähigkeit.

Des Weiteren beschreiben Slodek und Nyk mit einem Konsum dieser Substanzen zusammenhängende negative psychische Effekte:

- Man gibt schneller fremden Wünschen nach
- Verwirrtheit
- Irrationale Denkweisen
- Angespanntheit und Unbehagen
- Apathie

3.3 Ursachenklärung über theoretische Modelle

Im vorangegangenen Kapitel sind die Wirkungen und Folgen von Drogen, insbesondere von Alkohol und Cannabis beschrieben worden. Doch stellt sich im Nachfolgenden die Frage wieso Menschen einer Sucht verfallen. Es ist aus fachlicher Sicht nicht möglich allgemeingültige Aussagen zu den Ursachen und Gründen, die für einen Konsum verantwortlich sind, zu treffen. Um sich den

Ursachen zu nähern, ist es wichtig Modelle über ihre Entstehung nachzuvollziehen. Dabei gibt es zahlreiche Erklärungsansätze, welche auf ihre Weise Suchtfaktoren herausstellen.¹⁰ Aufgrund des Umfangs dieser Arbeit werden im Folgenden Theorien, welche einen biologischen Erklärungsansatz, eine Persönlichkeitstheorie, sowie eine Lerntheorie behandeln. Abschließend soll ein multifaktorieller Ansatz vorgestellt werden.

Als ersten Erklärungsansatz ist der biologisch orientierte Erklärungsansatz zu nennen. Dieser berücksichtigt zunächst die Genetik (und folgend vgl. Teesson/Degenhardt/Hall, 2008: 53). Die zweite Möglichkeit, eine Sucht biologisch zu erklären, ist, die Drogenabhängigkeit mit Veränderungen im Gehirn zu beschreiben, die als eine Folge des wiederholten Konsums auftreten.

Die zentrale Aussage in Bezug auf eine Sucht aufgrund von genetischen Faktoren lautet, dass einige Personen durch Vererbung eine höhere Wahrscheinlichkeit aufweisen, um eines Tages von einem Suchtmittel abhängig zu werden. Verschiedene Studien verweisen auf eine Korrelation zwischen der Genetik und einem Suchtverhalten (und folgend vgl. Teesson/Degenhardt/Hall, 2008: 54). Dabei stellt sich heraus, dass die Verwandten von Personen, die eine durch Alkohol bedingte Störung aufweisen, zu 36 % selbst solch eine Störung haben. Bei solch einer Studie ist jedoch nicht zweifelsfrei belegt, dass die Betroffenen 36 % diese Störung aufgrund einer genetischen Veranlagung haben. Mindestens genauso wahrscheinlich wäre eine negative Beeinflussung durch das soziale Umfeld. Es ist durchaus möglich, dass z.B. Kinder und Jugendliche, ein Suchtverhalten durch das bloße Zuschauen entwickelt haben (Lernen am Modell). Um die These einer genetischen Veranlagung weiter zu verfestigen, führen ihre Befürworter Untersuchungen mit adoptierten Kindern an. Diese Untersuchungen hatten den Auftrag zu prüfen, in welchem zahlenmäßigen Verhältnis die Störungen der Adoptierten zu den Störungen der biologischen Eltern und denen der Adoptiveltern stehen (vgl. Teesson/Degenhardt/Hall, 2008: 54). Aus den durchgeführten Forschungen zu diesem Thema ist hervorgegangen, dass sich die Genetik auf die Anfälligkeit für alkoholbedingte Störungen als wesentlicher Faktor herausgestellt hat.

¹⁰ Z.B. Biologische, psychologische, soziokulturelle Erklärungsansätze etc.

Persönlichkeitstheoretiker und Persönlichkeitstheoretikerinnen gehen davon aus, dass es Menschen gibt, die aufgrund einer so genannten „Suchtpersönlichkeit“ anfälliger für Süchte sind als Menschen ohne diese Persönlichkeit. Eysenck findet dafür in seinem psychologischen Ressourcenmodell Berücksichtigung (und folgend vgl. Teeson/Degenhardt/Hall, 2008: 60). Dabei beginnt die Person aus reiner Gewohnheit Drogen zu konsumieren, da die Droge einen speziellen Zweck erfüllt. Dieser Zweck passt dabei zu der Persönlichkeit des Konsumenten. Beim Konsum selbst zeigen sich kurzfristige Vorteile. Auf lange Sicht gesehen entstehen durch denselben Konsum Nachteile. Eysenck System hat eine Beschreibung der Persönlichkeit zum Ziel. Sein System besteht aus drei voneinander unabhängigen Dimensionen. Neurotizismus, Psychotizismus, sowie der Extraversion (vgl. Eysenck und Eysenck 1985, entnommen aus Teeson/Degenhardt/Hall, 2008: 60).

Der Neurotizismus beschreibt in Eysencks System eine Neigung zu einer emotionalen Labilität (und folgend vgl. Teeson/Degenhardt/Hall, 2008: 60 f.). Folgende Merkmale kennzeichnen diese Dimension: Zustände der Angst, Launenhaftigkeit, sowie Reizbarkeit.

Der Psychotizismus weist hingegen eine Neigung zu einer funktionalen Psychose auf. Diese äußert sich in einem altruistischen und schizophrenen Verhalten. Merkmale für diese Dimension sind: Gefühlskälte, Egozentrik, Unpersönlichkeit und Impulsivität. Anhand dieser Merkmale wird besonders die Schizophrenie deutlich, welche sich insbesondere in der Egozentrik widerspiegelt. Diese stellt einen extremen Gegensatz zu dem sonst altruistischen Verhalten dar.

Die dritte Dimension, die Extraversion, ist für das hier behandelte Thema zu vernachlässigen, da diesbezüglich die Studien über einen Zusammenhang mit einer Drogenabhängigkeit uneinheitliche Ergebnisse zeigten. Hingegen hat sich aufgrund zahlreicher Studien herausgestellt, dass Personen, die Alkohol oder andere Drogen konsumiert haben, in den Dimensionen des Psychotizismus und des Neurotizismus Werte aufwiesen, die den Normalwert überstiegen. „Diese Untersuchungen legen die Vermutung nahe, dass launenhafte, reizbare und ängstliche Persönlichkeiten (mit hohen Werten auf der Psychotizismus-Skala) eher substanzinduzierte Probleme haben“ (Teeson/Degenhardt/Hall, 2008: 61).

Eine weitere Möglichkeit die Drogenabhängigkeit zu erklären, bieten lerntheoretische Ansätze. „Bestimmte Prozesse bewirken, daß das Individuum Reaktionen auf Reize erlernt, die eine Spannungsreduktion im Körper zur Folge haben“ (Haushahn, 1996: 55). Dabei wird durch den Drogenkonsum eine Spannungsreduktion bewirkt, die der Konsument als Belohnung empfindet (und folgend vgl. Haushahn, 1996: 55 f.). Dieses als positiv erlebte Gefühl sorgt im Weiteren für eine Manifestierung im Verhaltensrepertoire der Konsumentinnen und Konsumenten. Eine weitere Theorie ist die des operanten Konditionierens nach Skinner, welche die Umweltreize ins Zentrum der Überlegungen rücken (vgl. Schönplflug, 1989: 329-336, entnommen aus Haushahn, 1996: 56). In dieser Theorie werden so genannte Verstärkerarten und Verstärkereffekte beschrieben, die maßgeblich auf die Verhaltensweisen von potenziellen Konsumenten und Konsumentinnen einwirken (vgl. Haushahn, 1996: 56). „Operante Lernprozesse mit den entsprechenden positiven und negativen Verstärkern bestimmen das Entstehen der Drogenabhängigkeit“ (Haushahn, 1996: 56). So eine positive Verstärkung könnte z.B. eine durch den Konsum von Alkohol erwartete Anerkennung durch die Peer-Group sein (vgl. Haushahn, 1996: 56).

Die zuvor vorgestellten Theorieansätze liefern nachvollziehbare Erklärungen für eine Sucht. Als Nachteil der gerade beschriebenen Ansätze kann ihnen ausgelegt werden, dass sie lediglich eine zentrale Ursache für eine Sucht in den Fokus ihrer Überlegungen rücken. Die aktuelle Ursachenforschung bedient sich daher systemischen und multifaktoriellen Theorieansätzen, die verschiedene Faktoren der Persönlichkeit, der Droge und der Umwelt in einen Zusammenhang stellen (vgl. Kielholz/ Ladewig, 1973, entnommen aus Haushahn, 1996: 58). Auf diesem Weg kann im Vorhinein ausgeschlossen werden, dass sich die Sichtweise auf die Entstehung einer Abhängigkeit auf einen Faktor, der eventuell sogar unerheblich für die Entstehungsdiskussion sein kann, verengt. Einer multifaktoriellen Betrachtungsweise zufolge wird die Entstehung einer Suchterkrankung als Ergebnis des Zusammenwirkens von mehreren einzelnen Faktoren gesehen (und folgend vgl. Haushahn, 1996: 60). Die multifaktorielle Perspektive birgt dabei auch die Gefahr in sich, dass eine Fokussierung auf die tatsächliche Ursache erschwert oder sogar verhindert wird, da alles als ursächlich betrachtet wird. Daraus lässt sich ableiten, dass die Suchtprävention kaum greifbare Ansätze für ihr Wirken findet. Weiterhin wird die abhängige Person mit allem konfrontiert, was zu seiner Suchtkrankheit geführt haben könnte. Damit wird die Person zusätzlich dadurch belastet, dass auf

Umstände in ihrem Leben eingegangen wird, die jedoch nicht in unmittelbarem Zusammenhang mit seiner Erkrankung stehen. Gegensätzlich dazu zieht Haushahn die Möglichkeit einer aus der multifaktoriellen Betrachtungsweise erwachsenden Alibifunktion für die Klientinnen und Klienten in Betracht. „Für den Abhängigen selbst kann alles, was nicht ursächlich mit seiner Person bei der Genese des Alkoholismus in Verbindung gebracht wird, eine Alibifunktion für den weiteren Suchtmittelmißbrauch darstellen, indem er Einflußfaktoren wie z.B. Schwierigkeiten in den familiären Beziehungen oder Arbeitslosigkeit dazu mißbraucht, sich aus seiner Verantwortung für sein Handeln zu nehmen“ (Haushahn, 1996: 60).

Im vorangegangenen Teil sind einige Ursachenmodelle diskutiert worden. Im Folgenden soll nun besprochen werden welche Faktoren eine Suchtkrankheit im Jugendalter entstehen lassen. Kielholz und Ladewig stellen fest, dass die Pubertät die am schwierigsten zu bewältigende Krisenzeit während eines Lebens ist (und folgend vgl. Kielholz/Ladewig, 1972: 33). Aufgrund der während dieser Phase festzustellenden beschleunigten körperlichen Entwicklung und einer damit verbundenen sexuellen Frühreife, welche nicht selten mit einer Verzögerung des Charakters zusammenhängend ist, ist eine Verlängerung der Pubertätszeit wahrscheinlich. Während der Pubertät werden die Jugendlichen durch so genannte Triebstöße in Drang- und Spannungszustände versetzt, welche mit starken Aggressionstendenzen gekoppelt sind. Dabei sehen die Jugendlichen die Ursache ihrer Aggressionen, inneren Unruhen und Spannungen nicht in sich selbst, sondern machen das Verhalten ihrer Umwelt dafür verantwortlich. Auf die Weise entwickeln die Jugendlichen eine Oppositionshaltung, die sich gegen ältere Generationen, sowie gegen die Gesellschaftsordnung richtet. Des Weiteren ist zu bedenken, dass bei fehlender familiärer Bindung, die Jugendlichen kaum Möglichkeiten haben, um sich ihrem Alter gemäß in Konfliktsituationen auseinander zu setzen. Aus diesem Grund suchen sie analoge Situationen in Gruppen mit Gleichaltrigen, um sich zumindest dort zu behaupten. Innerhalb dieser Gruppen machen die Jugendlichen ihren Unmut in Form von normabweichender Kleidung und aggressivem Verhalten deutlich. Weiterhin wollen sie unabhängig und selbstständig sein und lehnen sich deshalb gegen jegliche Form von Autorität, sowie gegen gesellschaftlich geltende Normen auf. Dabei befinden sie sich in einer andauernden Spannungs- und Konfliktsituation. Sie feststellen fest, dass sie nicht wirklich selbstständig und unabhängig leben können und ebenfalls keine neue Gesellschaftsordnung errichten

können. Als auslösende Faktoren konnten verstärkte und verfrühte Pubertätskonflikte ausgemacht werden. Diese sind durch Auseinandersetzungen und quälende Spannungen gekennzeichnet. Dieser Konflikt wird im Weiteren dadurch problematisch, dass der Aspekt der Gruppendynamik auftritt. Außerdem ist die gesellschaftliche Umstrukturierung zu nennen, welche sich unmittelbar auf die Jugendlichen auswirkt. An diesem Punkt setzten die Drogen an. Sie ermöglichen dem bzw. der Jugendlichen ein Gefühl der Entspannung, sowie eine Befriedigung seiner/ ihrer Sehnsüchte. Darüber hinaus kann dem Heranwachsenden auch eine scheinbare Ausweichmöglichkeit geboten werden. Diese hat die sozialen Rollen im Blick, die ein Jugendlicher in seinem Leben erfüllen muss, die er jedoch nicht unbedingt ausfüllen will oder kann, da seine Lebensumstände für ihn problematisch geworden sind.

Weiterhin kann man zwei weitere Gruppen von drogenabhängigen Jugendlichen differenzieren (und folgend vgl. Kielholz/Ladewig, 1972: 33 f.). Zunächst sind dabei die so genannten „Probierer“ auszumachen. Diese durchlaufen eine weitestgehend gesunde Entwicklungsproblematik in ihrem Prozess der Selbstfindung. Damit einhergehend sind eine Experimentierfreude, sowie die Lust nach Grenzerfahrungen festzustellen. Dazu können vorübergehende Erfahrungen mit Drogen zählen. Unter diesen Jugendlichen sind oftmals musisch und künstlerisch begabte Jugendliche zu zählen.

Die dritte Gruppe besteht aus Jugendlichen die milieu- und anlagebedingt einer stärkeren Belastung ausgesetzt sind als Andere. Diese Jugendlichen hätten aller Voraussicht nach auch ohne den Einfluss von Drogen Schwierigkeiten ihren Platz in der Gesellschaft zu finden. Diese Gruppe wird zusammenhängend sozial auffällig und es ist zu vermuten, dass der Drogen- und/oder Alkoholkonsum diese Auffälligkeiten verstärkt.

3.4 Suchtprävention und ihre Zielgruppen

Bevor im Weiteren darauf eingegangen wird in welcher Form Suchtprävention in der Jugendarbeit wirken kann, muss vorausgehend der Begriff der Suchtprävention bestimmt werden. Im Abschnitt 3 ist der Begriff der Sucht bereits beschrieben worden. Folgend wird erläutert, was genau unter einer Prävention, sowie unter einer

präventiven Maßnahme aufgefasst wird. „Prävention bedeutet Vorbeugung, Verhütung süchtigen Verhaltens. Präventive Maßnahmen sind solche, die darauf abzielen, Jugendliche oder Erwachsenen zu befähigen, sich eigenverantwortlich mit sich selbst und der Umwelt auseinanderzusetzen, Schwierigkeiten und Konflikte zu überwinden, dem Leben einen positiven Sinn zu geben“ (Krüger, 1989: 97).

Es geht bei der Prävention also darum, süchtigem Verhalten im Vorfeld entgegenzuwirken, es also nicht erst entstehen zu lassen. Präventive Maßnahmen sind die Werkzeuge, um dieses süchtige Verhalten im Vorhinein zu verhindern. Sie leisten Hilfe zur Selbsthilfe, indem sie die Aktivierung des Subjekts im Blick haben. Die betroffene Person soll in eine Auseinandersetzung mit sich selbst und mit der Umwelt treten. Konflikte, die auf diesem Weg auftreten, sollen dabei nicht umgangen oder ignoriert, sondern aufgegriffen und bewältigt werden. So soll das Individuum gestärkt werden, um auch in schwierigen Lebensphasen der Versuchung von Drogen standzuhalten

Folgend wird geklärt welche Zielgruppen für die Suchtprävention relevant sind, bzw. nach welchen Kriterien diese differenziert werden. Dazu hat Szafranski eine aus acht Punkten bestehende Auflistung veröffentlicht.

Die erste von ihr genannte Gruppe ist die der direkten und indirekten Adressatinnen und Adressaten (und folgend Szafranski, 2009: 68 ff.). Die direkten Adressatinnen und Adressaten sind diejenigen, bei denen die Sucht verhindert und das Konsumrisiko gemindert werden soll. Parallel dazu sollen die indirekten Adressatinnen und Adressaten an der Suchtverhinderung, also an der konkreten Suchtprävention, mitwirken. Sie werden auch als Multiplikatoren bezeichnet. Multiplikatoren können somit alle Menschen sein, die privat oder beruflich suchtpreventiv arbeiten. Als klassische Multiplikatoren werden z.B. Erzieherinnen und Erzieher, Lehrerinnen und Lehrer, Sozialpädagoginnen und Sozialpädagogen, Ärztinnen und Ärzte etc. erwähnt. Da es keine Immunität gegen eine Suchterkrankung gibt, sind selbstverständlich auch Multiplikatoren potenziell gefährdet und können theoretisch auch selbst zu einer der Zielgruppen der Suchtprävention gehören.

Eine weitere Differenzierung lässt sich nach dem Alter der Zielgruppe vornehmen. Beispielsweise lassen sich Kriterien aus dem Erwachsenenalkoholismus nicht ohne

Weiteres auf einen jugendlichen Alkoholabhängigen übertragen. Das hat den Grund, dass die Lebensphase der Jugend eigene und andere Anforderungen inne hat als die einer weiter fortgeschrittene Lebensphase. Methoden sowie Inhalte müssen somit für Jugendliche im Rahmen einer suchtpreventiven Maßnahme auf diese Lebensphase abgestimmt sein.

Ebenfalls ist der zeitliche Verlauf einer eventuellen Suchtentwicklung zu berücksichtigen. Dabei ist eine Einteilung in eine Primär-, Sekundär- und Tertiärprävention notwendig. Feser definiert die Primärprävention wie folgt: „Es handelt sich bei dieser Aufgabe um eine früh einsetzende, langfristig angelegte, lebenslange Erziehung zum richtigen Umgang mit Drogen; hinzukommen muss eine allgemein präventive Erziehung mit dem Ziel, ein geeignetes Verhaltensrepertoire aufzubauen, um Drogenmissbrauch und allgemein abweichendes Verhalten besser zu verhüten“ (Feser, 1981: 43). Brachet weist überdies darauf hin, dass die primäre Prävention auch als eine Verhältnisprävention anzusehen ist, da sie an den Lern- und Umweltbedingungen ansetzt (vgl. Brachet, 2006, 19) Dazu ergänzend versteht sich die Sekundärprävention. Hierbei ist die konkrete Suchtvorbeugung in Bezug auf einen bereits bestehenden Konsum gemeint (vgl. Schmidt, 1998: 17f.). Angestrebt wird, dass der sporadische Drogenkonsum nicht zu einem regelmäßigen Konsum ausartet. „Tertiäre Prävention ist die Nachsorge und Rehabilitation der Betroffenen“ (Haushahn, 1996: 156). Diese Präventionsform hat eine Verhinderung von Rückfällen im Sinn. Des Weiteren soll sie den Adressatinnen und Adressaten eine Wiedereingliederung erleichtern und ermöglichen.

Überdies ist eine Differenzierung bezüglich der Substanz vorzunehmen (und folgend vgl. Szafranski, 2009: 68 ff.). Dabei ist zu unterscheiden ob die präventive Maßnahme sich auf so genannte legale Drogen (z.B. Alkohol) oder auf illegale Drogen (z.B. Cannabis, Heroin etc.) beziehen soll. Suchtberatungsstellen beschäftigen sich zumeist entweder mit legalen oder mit illegalen Drogen. Dies erwächst daraus, dass je nach Substanzart spezielle Anforderungen an die Sozialarbeiterinnen und Sozialarbeiter gestellt werden und die präventive Maßnahme auf die jeweilige Zielgruppe abgestimmt werden muss. Jugendhilfe und Schule beschäftigen sich hingegen mit beiden Substanzarten. Es besteht dabei die Gefahr, dass in dieser Auseinandersetzung die legalen Drogen weitgehend vernachlässigt werden, weil sie nicht in dem Maße verruft sind wie die illegalen Drogen. Darüber hinaus gibt es

Präventionsformen, die als Zielgruppe Konsumenten einer speziellen Substanz ausmachen. Dabei kann es sich beispielsweise um Kampagnen handeln, welche das Risiko des Rauchens betrachten oder Projekte, die sich auf den Konsum und die Gefahren von Ecstasy hinweisen.

Daneben spielt die ethnische Zugehörigkeit eine nicht unwesentliche Rolle bei der Suchtprävention. Die Praxis hat deutlich gemacht, dass Personen mit einem Migrationshintergrund von den gängigen präventiven Maßnahmen nicht, bzw. kaum erreicht werden können. Maßgeblich dafür ist der kulturelle Hintergrund der hier beschriebenen Zielgruppe, der nach Ansätzen verlangt, die auf diese Zielgruppe abgestimmt sind. Prinzipiell ist festzustellen, dass sich jugendliche Migrantinnen und Migranten bezogen auf den Drogenkonsum unerheblich von deutschstämmigen Jugendlichen unterscheiden. Genau genommen liegt die Prävalenzrate¹¹ der Migrantinnen und Migranten unter der der deutschen Jugendlichen. Auffallend ist dabei, dass Jugendliche aus islamischen Herkunftsgebieten deutlich seltener Alkohol konsumieren. Jugendliche aus ost- und südeuropäischen Gebieten weisen dagegen einen vergleichbaren Wert bezogen auf ihren Alkoholkonsum zu den deutschen Jugendlichen auf. Unter den Aussiedlern sind es besonders die männlichen Jugendlichen, die Alkohol in riskanter Art und Weise konsumieren. Weiterführend kann diese Zielgruppe schwer von Präventionsmaßnahmen und Hilfeangeboten erreicht werden. Als Kernursachen können dabei die kulturellen und sprachlichen Unterschiede angeführt werden, die den Kontaktaufbau erschweren. Daher muss es ein Anliegen von suchtpreventiven Maßnahmen sein, jugendliche Aussiedler, sowie ihre Familien eine Teilhabe am gesellschaftlichen Leben zu ermöglichen. So müssen spezielle Angebote der Suchtprävention vorgehalten werden, die die besondere Situation dieser Zielgruppe berücksichtigen und dieser auch Rechnung tragen.

Mädchen und Jungen haben bezogen auf den Alkoholkonsum ein unterschiedliches Konsumverhalten. Weiterhin ergeben sich durch ihre geschlechtsspezifischen Sozialisationserfahrungen unterschiedliche Probleme und Bewältigungsstrategien. Daraus ergibt sich, dass wenn die Ursache des Konsums für die Entwicklung einer Sucht verschieden ist und auch die Funktion des Suchtmittelkonsums nicht auf beide Geschlechter gleichermaßen angewendet werden kann, die Suchtprävention dies

¹¹ Gibt Auskunft über die Krankheitshäufigkeit.

berücksichtigen muss, indem ihre Angebote geschlechtsspezifisch entwickelt und angeboten werden müssen.

Verschiedene Lebenslagen weisen verschiedene Risiken bezogen auf den Drogenkonsum auf. So verhält es sich ebenfalls mit der Lebensphase Jugend. Deshalb ist das Ansetzen der Suchtprävention in dieser Phase des menschlichen Lebens von immenser Bedeutung. In diesem Kontext werden beispielsweise Kinder in deren Familie eine Suchterkrankung vorhanden ist als eine besondere Zielgruppe gesehen.

Neben den zuvor beschriebenen Lebenslagen ist eine Differenzierung nach besonderen Lebenssituationen vorzunehmen. Eine Schwangerschaft, sowie das Führen eines Kraftfahrzeugs können in diesem Zusammenhang eine hier beschriebene bestimmte Lebenssituation sein. Die Botschaft der Suchtprävention lehnt dabei den Konsum diverser Substanzen nicht kategorisch ab, jedoch verweist sie auf die Gefahren des Gebrauchs der Suchtmittel in diesen besonderen Situationen.

4. Suchtprävention in der Jugendarbeit

Die vorangegangenen Kapitel haben zum einen die Jugendarbeit, mit ihren Kernbereichen der Jugendverbandsarbeit, der Offenen Kinder- und Jugendarbeit und der Mobilen Jugendarbeit/ Straßensozialarbeit beschrieben und zum anderen sich mit dem Begriff der Sucht und der Suchtprävention auseinandergesetzt. Dieses Kapitel wird sich in Bezug auf die präventiven Möglichkeiten, wie die vorangegangenen Kapitel, auf legalen und illegalen Konsum von Substanzen beziehen. Dabei werden insbesondere die legale Droge Alkohol, sowie die illegale Substanz Cannabis betrachtet werden, da diese Suchtmittel sich bei Jugendlichen besonderer Beliebtheit erfreuen. Im Folgenden wird beschrieben werden warum und auf welche Art und Weise die verschiedenen Bereiche der Jugendarbeit mit der Suchtprävention verbunden sind. Darüber hinaus wird beschrieben, weshalb gerade im Jugendbereich suchtpreventive Maßnahmen von besonderer Wichtigkeit sind. Grund hierfür sind die Umstrukturierungen speziell in der Offenen Kinder- und Jugendarbeit, welche sich aufgrund der verlängerten Betreuungszeit in die Schulen verlagern muss.

4.1. Gute Jugendarbeit = gute Suchtprävention?

„Die Hilfen, die (diese) Primärprävention bietet, sind komplex auf psychosoziale Gesundheit gerichtet, und sie verhüten damit gleichzeitig – wenn gelegentlich auch nur verdeckt und schwer erkennbar – einen möglichen Drogen- und Alkoholmißbrauch. Gesundheitliche Aufklärung und Prävention in diesem Bereich sind deshalb eng assoziiert mit Sozial- und Jugendarbeit“ (Bericht der Bundesregierung, 1986: 6). Aus diesem älteren Zitat lässt sich ableiten, dass Suchtprävention immer schon ein Thema der Jugendarbeit gewesen ist, was ebenfalls von politischer Seite festgestellt worden ist. Auch Koller stellt fest, dass die Initiatoren von Jugendarbeit von Beginn an gefordert waren, wenn es um das Thema der Suchtprävention ging (und folgend vgl. Koller, 1988: 15 f.). Ein weitreichendes Model zur Suchtprävention ist die so genannte „kausale Prävention“. Diese richtet sich nach der Erkenntnis, dass eine Sucht zahlreiche Ursachen haben kann. Dabei bedient sie sich des Dreiecks, welches aus den Faktoren Person, Droge und Umwelt besteht. Damit werden die Ursachen für eine Sucht nicht auf einen Aspekt reduziert, sondern ziehen mehrere Gründe für eine Suchtentstehung in Betracht. Für Jugendarbeiterinnen und Jugendarbeiter ergibt sich daraus eine Schwierigkeit. Gerade in Einrichtungen der Offenen Kinder- und Jugendarbeit kommen Jugendliche freiwillig, um sich von ihrem Alltag zu lösen. Sie entscheiden selbst ob und was sie den Jugendarbeiterinnen und Jugendarbeitern preis geben. So ist es für die Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter aus der Jugendarbeit auf der ersten Ebene schwierig ein spezielles Ursachengefüge zu identifizieren. Auf der zweiten Ebene besteht das Problem, dass selbst wenn man beispielsweise das schwierige Verhältnis zu den Eltern als Ursachenpotenzial ausmacht, es dennoch schwierig, nahezu unmöglich ist, dieses zu isolieren oder es zumindest zu verändern. So unterliegt die Sucht, bzw. die Suchtentstehung einem komplexen Bedingungsgefüge, welches mit eindimensionalen Maßnahmen nicht zu durchdringen ist.

An diesem Punkt wirft sich die Frage auf, was Jugendarbeit zu der Verhinderung einer möglichen Drogenkarriere in der Zukunft von Kindern und Jugendlichen beitragen kann. Muss Jugendarbeit überhaupt spezielle Programme zur Bekämpfung von Drogen anbieten? Reicht es eventuell schon aus, dass Jugendarbeit eine gute Jugendarbeit macht? Darunter wäre zu verstehen, dass ihre Besucherinnen und Besucher bestmöglich qualifiziert werden und durch die in der Jugendarbeit

praktizierte informelle und non-formelle Bildung¹² in Bezug auf einen Drogenkonsum besser aufgeklärt sind. Koller stellt dazu fest, dass Suchtprävention sich beweisen muss und nicht ohne Weiteres mit guter Jugendarbeit gleichzusetzen ist (und folgend vgl. Koller, 1988: 19). Jugendarbeit kann zwar durch Bildung qualifizieren, jedoch ist festzuhalten, dass wenn durch diese Qualifizierung der Jugendliche eine Ausbildungsstelle vermittelt bekommt in der er lernt, dass am Ende eines Arbeitstages ein so genanntes „Feierabendbier“ zu trinken ist, dies entgegen einer Prävention steht. Ähnlich kann es sich beispielsweise verhalten, wenn die Jugendarbeit dem Jugendlichen eine betreute Wohnform vermittelt, weil dieser/diese es nicht mehr zu Hause aushält. Sollte der/die Jugendliche in seiner neuen Gruppe lernen Cannabis zu konsumieren, so ist auch das kontraproduktiv.

Diese Ausführungen sollen die genannten Maßnahmen wie z.B. die Vermittlung in eine betreute Wohnform nicht diskreditieren oder kritisieren. Sie haben in den meisten Fällen ihre Richtigkeit. Was jedoch nicht angenommen werden kann, ist, dass diese Maßnahmen und Handlungen, die zweifelsfrei das Ergebnis einer erfolgreichen und guten Jugendarbeit sein können, in gleicher Weise bedeuteten, dass sie einen effektiven Beitrag zur Suchtprävention geleistet hätten. Die von Koller unterbreitete These ist nachvollziehbar, wenn man sie nur an den von ihr herangeführten Beispielen bemisst.

4.2 Akzeptierende Drogen-/Jugendarbeit und Suchtprävention

Insbesondere die Mobile Jugendarbeit, bzw. das Streetwork greift Konzepte und Strategien der akzeptierenden Drogenarbeit, sowie der akzeptierenden Jugendarbeit auf. Folgend wird geklärt was genau akzeptierende Arbeit beinhaltet und in wie weit ein akzeptierendes Verhältnis zum Drogenkonsum, einer Suchtprävention (nicht) widerspricht oder ob die Suchtprävention sogar etwas von akzeptierenden Ansätzen in der Jugend- und Drogenarbeit lernen kann.

Zunächst ist festzustellen, dass akzeptierende Drogenarbeit und akzeptierende Jugendarbeit nicht miteinander gleichzusetzen sind. Bereits Mitte der 80er Jahre ist der Akzeptanzbegriff als Begriff in Bezug auf die Drogenhilfe aufgekommen (vgl.

¹² Siehe Kapitel 2.2. Offene Kinder- und Jugendarbeit.

Stöver, 1999: 11). Im Jahre 1990 ist der akzeptierende Ansatz auch für die Jugendarbeit zum Thema geworden (und folgend vgl. Krafeld, 2002: 827). Zu dieser Zeit beschränkte sich die Akzeptanz jedoch auf den Umgang mit rechtsextremen Jugendlichen, da man der Meinung gewesen ist, nur über einen akzeptierenden Ansatz eine Veränderung ihrer Gesinnung erreichen zu können. Seit Mitte der 1990er-Jahre hat sich die akzeptierende Arbeit ebenfalls in Bezug auf andere Zielgruppen innerhalb der Jugendarbeit etabliert. Innerhalb des hier behandelten Themas der Suchtprävention wird daher das akzeptierende Verständnis dieses Ansatzes in Bezug auf den Drogenkonsum näher betrachtet.

„Ansetzen an den Problemen, die die Jugendlichen haben, nicht an den Problemen, die die Jugendlichen machen, damit sie

1. Andere Problembewältigungsstrategien entwickeln, die sozial verträglicher und gleichzeitig effektiver sind,
2. Irgendwann auch Interesse daran zeigen, welche Probleme andere mit ihnen haben“ (Krafeld, 2002: 3)

Dieses Leitprinzip der akzeptierenden Arbeit macht deutlich worum es in diesem Ansatz geht. Problembeladene Jugendliche sollen als Individuen zunächst gesehen und akzeptiert werden. Sie sollen ins Zentrum der Überlegungen gestellt werden und nicht die Probleme, die sie der Gesellschaft bereiten. Krafeld hat in diesem Kontext fünf grundlegende Überlegungen akzeptierender Jugendarbeit formuliert: „

1. über Interesse an den Jugendlichen und über Zuhören-Können einen Zugang finden,
2. über gegenseitiges Interesse und gegenseitige Akzeptanz mit anderen Wertorientierungen und Verhaltensweisen konfrontieren,
3. die subjektive Funktion von extremen Auffassungen und Gewaltverhalten erkennen und zu ersetzen suchen,
4. sich einmischen in die Versuche und Bemühungen der Jugendlichen gesellschaftlich integriert zu werden,
5. das Bedürfnis Jugendlicher nach konfliktarmen eigenen Treffmöglichkeiten mit Gleichaltrigen unterstützen“ (Krafeld, 2002: 4).

Trotzdem ist nun zu hinterfragen, in wie weit ein solcher, den Drogenkonsum tolerierender Ansatz mit einer Suchtprävention zu vereinbaren ist. Kann eine Suchtprävention glaubhaft in Einrichtungen der Jugendarbeit stattfinden, wenn einerseits die Verhinderung des Konsums forciert werden soll und andererseits eben dieser Konsum bei anderen Jugendlichen akzeptiert wird? An dieser Stelle ist zu differenzieren. Akzeptieren bedeutet nicht etwa Gutheißen. Jugendliche, die Drogen konsumieren, werden darin nicht bestärkt, sondern ihre Verhaltensweise wird als zu ihnen aktuell zugehörig angesehen. Anders ausgedrückt: Der/ Die Jugendliche wird nicht wegen ihr verstoßen. Insbesondere die Punkte zwei und drei deuten darauf hin, dass das negative Verhalten der Besucherinnen und Besucher nicht als perspektivvolles Handeln gewertet wird, sondern dass der akzeptierende Ansatz eine Veränderung des negativen Verhaltens der Jugendlichen zur Folge haben will. Es sollen Auffassungen, bzw. in der hier vorliegenden Thematik extreme Handlungsweisen erkannt und ersetzt werden. Daraus lässt sich ein klarer Versuch zur Abkehr von bestehenden negativen Verhaltensmustern bei den Jugendlichen ableiten.

Resümierend ist festzustellen, dass sich die Suchtprävention, sowie die akzeptierende Jugendarbeit nicht ausschließen. Im Gegenteil. Sie können sich bei guter Zusammenarbeit sogar ergänzen, da durch einen akzeptierenden Ansatz zum einen ein Austausch auch mit nicht konsumierenden Jugendlichen über den Drogenkonsum entsteht, bei dem die Jugendlichen eben nicht mit erhobenem Zeigefinger gesagt bekommen, dass ein Drogenkonsum fatale Folgen für sie haben kann. Zum anderen wird auch das in diesem Konsum liegende Verbotmerkmal, welches auf die jungen Menschen zugleich einen enormen Reiz ausübt, etwas entschärft, indem man den Jugendlichen aufzeigt, dass man Drogenkonsum zwar nicht gutheißt, ihn jedoch in der Lage ist zu akzeptieren.

Hingegen werden bereits konsumierende Jugendliche mit der Tatsache konfrontiert, dass es auch andere Möglichkeiten gibt einen Rauschzustand zu erlangen.¹³ Somit können auch diese Jugendlichen auf unverbindliche und nicht bedrängende Weise Alternativen zu ihrem Verhalten aufgezeigt werden. Weiterhin werden sie mit anderen Werteorientierungen konfrontiert, was wiederum dem zweiten Punkt

¹³ Auf diesen Aspekt wird in Kapitel 4.3.2 im Rahmen von erlebnispädagogischen Angeboten eingegangen.

innerhalb der grundlegenden Überlegungen zur akzeptierenden Jugendarbeit entspricht.

4.3 Bildung als Schlüssel einer adäquaten Suchtprävention in der Jugendarbeit?

Weiterhin kann Jugendarbeit durch „gute Arbeit“, also durch Formen der Arbeit, welche sich der informellen und non-formellen Bildung bedienen, bis zu einem gewissen Maße suchtpreventiv agieren. Im Rahmen der informellen Bildung finden bei den Besucherinnen und Besuchern unbewusste Lernprozesse statt. Beispielsweise kann in spontan entstandenen Gesprächen das Thema Drogen aufgegriffen werden. Dabei können auf der einen Seite die Jugendlichen ihre Erfahrungen und Erwartungen an einen Substanzmittelkonsum schildern und auf der anderen Seite können die Jugendarbeiterinnen und Jugendarbeiter die Jugendlichen für das Thema sensibilisieren, in dem man gerade nicht mit gehobenem Zeigefinger moralische Vorträge hält, sondern in einem Austausch der Erfahrungen, Erwartungen und Gefahren darauf aufmerksam macht, dass der Umgang mit Drogen nicht zu unterschätzen ist.

Darüber hinaus können im Rahmen der non-formellen Bildung auch gezielte Angebote an Mädchen und Jungen gemacht werden, welche ein unter Umständen bereits vorhandenes Interesse dieser aufgreifen oder erst wecken. Auch dabei kann man z.B. in Zusammenarbeit mit anderen Institutionen wie einer Drogenberatungsstelle für Jugendliche interessante Projekte anbieten, die Jugendliche zusätzlich für den Umgang mit Substanzmitteln sensibilisieren.

Wichtig dabei ist, dass drogenbezogene Bildung innerhalb der Jugendarbeit sich erkennbar von der formellen Bildung in Schulen abgrenzt, um so einen anderen, mehr persönlichen Zugang zu den Jugendlichen zu erlangen, um diese frei von jeglichem Druck für dieses Thema zu interessieren. Dabei ist es wichtig, dass man einen besonderen Wert auf den Austausch mit den Besucherinnen und Besuchern der Einrichtungen legt. „Bildung findet nicht als einsamer, isolierter Vorgang statt, sondern im Zusammenspiel mit anderen. Gleichzeitig ist sie auf die Bestätigung des Bildungsprozesses im Austausch mit anderen angewiesen“ (vgl. Sting/Stockmann, 2004: 215).

Sting und Blum betrachten den Bildungsaspekt in diesem Kontext unter einem weiteren Blickwinkel. Sie verweisen darauf, dass Analysen der Biografieverläufe von Suchtkranken darauf schließen lassen, dass Suchtprobleme gleichermaßen als Bildungsprobleme angesehen werden können. „Suchtkarrieren stellen nach Fredersdorf gescheiterte „Bildungskarrieren“ dar, in denen sich Blockierungen und des Bildungsprozesses auffinden lassen“ (Sting/Blum, 2003: 87). Weiterführend wird angemerkt, dass einer „Sucht“ als Negativentwicklung durch positive Bildung entgegengewirkt werden kann (und folgend vgl. Sting/Blum, 2003: 87 f.). Dabei darf Bildung in diesem Zusammenhang nicht nur auf berufliche oder schulische Qualifizierung reduziert werden. Vielmehr wird hierbei auf Kompetenzen der Persönlichkeit, auf die habitualisierte Lebenspraxis, sowie auf soziale Interaktionen abgezielt (vgl. Fredersdorf, 1998: 42-46). Diese Bereiche sollen im Rahmen einer Bildungsvermittlung, die einer Sucht präventiv entgegenwirken soll, ausgebildet werden. Ziel dieser Bildungsvermittlung ist es selbstreflektierte Prozesse zu aktivieren um durch die Reflexion des eigenen Lebensstils, die eigenen Potenziale und Perspektiven mit der eigenen Bildungsbiografie in Zusammenhang zu bringen, um über diese Erkenntnis das eigene Handeln besser nachvollziehen zu können. „Der Drogengebrauch muss durch das Aktivieren selbstreflexiver Prozesse – der Reflexion des eigenen oder subkulturellen Lebensstils, der Auseinandersetzung mit den subjektiven Entwicklungspotenzialen und Lebensperspektiven – zur individuellen Bildungsbiografie in Beziehung gesetzt werden“ (Sting/Blum, 2003: 88). Die drogenbezogene Bildung muss demnach eine sein, die in eine soziale Bildung eingebettet wird, welche das Individuum dazu befähigt, bzw. qualifiziert um dem Drogenkonsum zu widerstehen.

Folgt man solch einem Ansatz so ist im Weiteren zu klären, ob Bildung innerhalb der Jugendarbeit der Schlüssel zu einer bestmöglichen Suchtprävention ist oder ob diese Bildung flankiert werden muss durch weitere pädagogische, eventuell erlebnispädagogische Angebote der Jugendarbeit. Überdies ist in diesem Kontext die Rolle und Einflussnahme der Peergroups zu klären.

4.3.1 Bildungsrelevanz von Peergroups

In Bezug auf die Sozialisation und Entwicklung von Jugendlichen haben Peergroups eine enorme Bedeutung (und folgend vgl. Szafranski, 2009: 90). Jugendliche erleben dort individuell Umgangsformen, sowie eine Orientierung, welche für ihr gesamtes Leben prägend sind bzw. sein werden. Sting und Stockmann teilen die Auffassung, dass Peergroups ein bedeutendes Moment in der Sozialisation junger Menschen darstellen. „Dass Peergroups für Jugendliche eine eigenständige sozialisatorische Bedeutung neben der Familie und der Schule haben, ist inzwischen unumstritten. Die dort stattfindende Selbstsozialisation scheint eine wichtige Funktion der Integration in pluralen Gesellschaften auszuüben, in denen die Anforderungen der Erwachsenenengesellschaft widersprüchlich sind und der Entwicklungsprozess von der Selbststeuerung der Heranwachsenden abhängig ist“ (Sting/Stockmann, 2004:216). Außerdem weisen die Autoren darauf hin, dass der Peergroup über ihre sozialisatorische Funktion hinaus eine Bildungswirksamkeit zugesprochen werden muss (und folgend vgl. Sting/Stockmann, 2004: 216). Diese Bildungswirksamkeit bezieht sich auf das Lernen von sozialen, sowie kommunikativen Kompetenzen, wie auf die Herausbildung von bestehenden Wert- und Normorientierungen. Heidemann sieht die große Anziehungskraft der Peergroups auf Jugendliche darin begründet, dass die jungen Menschen im Gegensatz zu ihrem eigenen Elternhaus auf zum einen mehr Geborgenheit und Verständnis stoßen. Zu dem ist festzustellen, dass innerhalb der Peergroup eine größere Interessenübereinstimmung herrscht (vgl. Heidemann in Haushahn, 1981: 120).

Szafranski gibt in diesem Zusammenhang zu bedenken, dass die Peergroup nicht nur positive Seiten haben kann. Obgleich sie feststellt, dass, sobald die Entwicklung des Einzelnen durch den Einfluss der Peergroup positiv verläuft, dies ein präventives Moment sein kann. Szafranski sieht es vor allem als problematisch, dass zahlreiche Jugendliche Stigmatisierungen, sowie Aggressionen innerhalb ihrer Gruppe erleben können (vgl. Szafranski, 2009: 91). Ein weiterer nicht zu vernachlässigender Gedanke ist der des Images in der Peergroup. In der Peergroup sind in der Regel diejenigen Jugendlichen mit dem größten Ansehen bedacht, die Risiken eingehen und somit keine Angst zeigen. Im Umkehrschluss bedeutet dieser Umstand jedoch auch, dass die Jugendlichen verhältnismäßig geringes angesehen ernten, die sich an Gesetze und an Vorgaben aus der „Erwachsenenwelt“ halten, ein verhältnismäßig

geringes Ansehen ernten (vgl. BZfGA, 1993: 9, in Haushahn). Aus diesen Annahmen lässt sich ableiten, dass Jugendliche innerhalb der Peergroup geneigt sein könnten, Drogen zu konsumieren, um ihre scheinbare Furchtlosigkeit zu demonstrieren. Auch jugendliche Mädchen und Jungen, welche ein ansonsten distanzierteres Verhältnis zu Drogen, bzw. zum Drogenkonsum eingenommen haben, könnten so unter einen Zugzwang geraten, der zur Folge hat, dass sie diese Drogen letztendlich doch konsumieren um von der eigenen Peergroup nicht als Feigling oder Schwächling abgestempelt zu werden.

Sting und Stockmann gehen nicht weiter auf die negativen Aspekte der Peers ein, beklagen jedoch, dass der „selbsttätige Zusammenschluss Heranwachsender“ in Präventionsprogrammen, die auf die Förderung einer sozialen Kompetenz abzielen kaum eine Rolle spielt (und folgend vgl. Sting/Stockmann, 2004: 216). Aus diesem Grund betonen sie die positiven Aspekte von Peergroups und begreifen diese als Ressourcen. Diese zeichnen sich dadurch aus, dass ihnen ein grundlegender Erwerb der sozialen Kompetenzen, eine Auseinandersetzung mit den gesellschaftlich vorgegebenen Strukturen, sowie die eigenständige Gestaltung von sozial bedingten Zusammenschlüssen obliegen. Somit sind Peergroups als eine Vermittlungsinstanz zu betrachten, die zwischen den Bedürfnissen des Einzelnen und den gesellschaftlichen Ansprüchen vermittelt. Des Weiteren sehen Sting und Stockmann die Peergroup nicht als einen Faktor an, welcher Bildung verhindert, sondern als ein Moment, welches durchaus die Möglichkeit bietet, die Grundlage einer Bildung sein zu können. „Sie balancieren gesellschaftliche Widersprüche und Ambivalenzen aus; sie etablieren vielfältig regulierte und ritualisierte soziale Felder, die nicht gegen Bildung gerichtet sind, sondern ihr als Grundlage dienen können“ (Sting/Stockmann, 2004: 216).

4.3.2 Alternativen zum Drogenkonsum (Erlebnispädagogische Angebote)

Bereits in Kapitel 4.3 ist die Frage aufgeworfen worden, in wie weit Bildungsarbeit als Präventionsmaßnahme ausreicht, bzw. ob diese durch entsprechende Angebote flankiert werden muss. Im Weiteren wird besprochen ob und wenn ja wie erlebnispädagogische Angebote geeignet sind um als Drogen präventive Maßnahme

in präventive Bildungsarbeit eingebettet zu werden. Passend dazu stellt Drößler eröffnend die Frage: „Wie lassen sich Selbst-Erfahrungen und Erlebnisweisen schaffen und zugänglich machen, so dass die Suche nach dem Kick nicht über Drogenkonsum zu befriedigen gesucht wird“ (Drößler, 2002: 314)?

Sting und Blum erachten die Suche nach Grenzerfahrungen, sowie das Bedürfnis nach Rausch als Ausgangspunkt einer präventiv wirkenden Bildungsarbeit (vgl. Sting/Blum, 2003: 88). Dazu passend ist die Auffassung von Drößler, dass der Drogenkonsum eine bestimmte Erlebnisqualität für die Konsumentinnen und Konsumenten anbietet (und folgend vgl. Drößler, 2002: 313). Diese Erlebnisqualität grenzt sich von den Erlebnissen und Erfahrungen die Menschen ansonsten in unserer Gesellschaft machen können ab. „Diese Erlebnisqualität unterscheidet sich sehr grundlegend von den Erfahrungen und Erlebnissen, die junge wie erwachsene Menschen heutzutage in unserer Gesellschaft machen können“ (Drößler, 2002: 313). Durch diese Rauscherfahrungen wird den Konsumentinnen und Konsumenten ein großes Spektrum an Erlebnismöglichkeiten angeboten (und folgend vgl. Drößler, 2002: 313). Dabei ist zu bemerken, dass all diese Erlebnismöglichkeiten eine Gemeinsamkeit aufweisen. Die Konsumentinnen und Konsumenten erlangen durch den Konsum eine andere Sicht auf sich selbst und auf die Welt.

An dieser Stelle setzen Sting und Blum an, indem sie beschreiben, dass die Erlebnispädagogik die jugendlichen Bedürfnisse, welche von Spannung, Experimenten, Rausch und dem Wunsch nach besonderen Selbsterfahrungen geprägt sind aufgreift (vgl. Sting/Blum, 2003: 112). Ein weiterer Aspekt von erlebnispädagogischen Angeboten bezieht sich auf das Erleben auf verschiedenen Ebenen. „Das besondere Erleben findet dabei zum einen auf der Ebene jedes einzelnen Jugendlichen, zum anderen auf der Ebene der Gruppe im Ganzen statt. Die Dynamik der Gruppe kann zudem für die pädagogische Arbeit genutzt werden“ (Sting/Blum, 2003: 112). Hierbei geht es keinesfalls darum um aus oder vor dem Alltag zu fliehen. Vielmehr will man dem Alltag durch gezielte erlebnispädagogische Angebote etwas entgegensetzen (vgl. Sting/Blum, 2003: 112). Auch Drößler betont, dass das Aufgreifen der Bedürfnisse nach aufregenden Erfahrungen und Erlebnissen eine wichtige und zugleich Erfolg versprechende Strategie drogenpräventiver Arbeit ist (und folgend vgl. Drößler, 2002: 314). Dabei müssen erlebnisorientierte Angebote trotz ihrer Erfolg versprechenden Strategie auf ihre präventive Tauglichkeit hin

überprüft werden. Folgende drei Fragen sind in Bezug auf die Tauglichkeit des Erlebnis- und Erfahrungscharakters ins Zentrum der Überlegungen zu rücken: „Welche Art von Erlebnis können sie anbieten? Welche sozialen Erfahrungen kann der Einzelne im Erleben machen? Und: Welche förderlichen Erfahrungen kann der Einzelne im Erleben machen“ (Drößler, 2002: 314)?

Letztlich stellt sich die Frage nach den Zielen erlebnispädagogischer Angebote. Die Suchtprävention kann für die hier behandelte Thematik als oberstes Ziel ausgegeben werden. Konkretisiert wird dieses Ziel jedoch durch folgendes Teilziel. Jugendliche sollen sich auf eine andere Art und Weise kennen lernen. Es soll ihnen durch erlebnispädagogische Angebote ermöglicht werden eigene vorhandene Kompetenzen zu entdecken, sowie neue Kompetenzen zu entwickeln (vgl. Sting/Blum, 2003: 112). Drößler geht dabei noch einen Schritt weiter, indem er ebenfalls die Identitätsentwicklung als Ziel solcher Angebote ausgibt. „Erlebnispädagogische und erlebnisorientierte Angebote verfolgen vor allem identitäts- und kompetenzfördernde Zielstellungen“ (vgl. Drößler, 2002: 314). Diese von Drößler benannten Zielstellungen beinhalten die Förderung, sowie die Vermittlung von persönlichen, handwerklichen und sozialen Fähigkeiten (und folgend vgl. Drößler, 2002: 314 f.). Diese Vermittlung führt die Pädagoginnen und Pädagogen mit den Jugendlichen in fremde und zum Teil auch extreme Situationen, welche gemeinsam bewältigt werden müssen.

Resümierend stellt Drößler fest, dass erlebnispädagogische Angebote sich für drogenpräventive Arbeit eignen, da sie bei entsprechender Planung und Umsetzung einen großen Raum für Erfahrungen anbieten, welche den Einzelnen fordern und ihn dazu befähigen um neue Seiten an ihm Selbst zu erkennen. Auf der anderen Seite wird durch den Gruppenaspekt eine Gruppe vor eine Probe gestellt, wodurch wiederum die eigenen Grenzen der Teilnehmerinnen und Teilnehmer für sie selbst erfahrbar gemacht werden (vgl. Drößler, 2002: 315).

Fachlich betrachtet ist durchaus anzunehmen, dass solch pädagogisch angeleitete Erlebnisse den Jugendlichen aufgrund der erzeugten Ausnahmesituationen ein gänzlich neuer Zugang zu sich selbst ermöglicht wird. Sie lernen die eigenen Grenzen kennen, bilden zugleich aber neue Stärken aus, bzw. werden unter Umständen erstmals in die Lage versetzt, dass sie bereits vorhandene Talente und Fähigkeiten an sich selbst erkennen und wahrnehmen. Des Weiteren erscheint es

jedoch wünschenswert, dass diese erlebnispädagogischen Angebote, nicht als bloße Freizeitaktivität angeboten werden, sondern dass sie begleitet werden durch entsprechende Bildung informeller und non-formeller Natur. Diese würde es den Jugendlichen ermöglichen das erlebte entsprechend einzuordnen, es zu reflektieren und nach Möglichkeit mit der eigenen Bildungsbiografie in Beziehung zu setzen. Auf diese Weise könnte den Teilnehmerinnen und Teilnehmern eindeutig aufgezeigt werden, dass von ihnen mehr zu halten ist, als die früheren negativen Erfahrungen sie glauben gelassen haben.

5. Fazit

Um eine geeignete Suchtprävention installieren zu können ist es zunächst von Bedeutung die Zielgruppen der Suchtprävention auszumachen. In einem zweiten Schritt müssen die verschiedenen Zielgruppen in bestimmte Kategorien unterschieden werden. Z.B. Alter, Lebenssituation, Geschlecht, Herkunft etc. Diese Unterscheidungen sind nötig um geeignete Maßnahmen für die jeweilige Situation anzubieten, da der Griff zu Substanzmitteln nicht einen allgemeingültigen Grund hat, sondern aus den unterschiedlichen Lebenssituationen, bzw. aus den individuellen personenbezogenen Unterschieden hervorgehen kann. Aus diesem Grund sollten diese Faktoren bei dem Angebot suchtpreventiver Angebote eine besondere Berücksichtigung erfahren.

Im Verlauf dieser Arbeit ist deutlich geworden, dass die Formen der Jugendarbeit, aufgrund ihres meist unverbindlichen Angebotes prädestiniert sind um den Besucherinnen und Besuchern suchtpreventive Angebote bereitzustellen zu können. Bezogen auf die eingangs formulierte Fragestellung ist folgendes festzuhalten: Die Jugendverbandsarbeit, Offene Kinder- und Jugendarbeit, sowie die Mobile Jugendarbeit/ Streetwork, können durch ihre besonderen Ansätze und Zugänge zu den Jugendlichen auf ihre Besucherschaft bzw. auf ihre Klientel einwirken. Dies kann vordergründig im Dialog stattfinden, indem man die Klientel entsprechend bildet und somit für einen verantwortungsvollen Umgang mit Substanzmitteln qualifiziert. Insbesondere die Kanäle der informellen und non-formellen Bildung können genutzt werden um den Jugendlichen auf eine ungezwungene und unaufdringliche Art und

Weise drogenbezogene Informationen zu transportieren ohne dabei auf die für die Jugendlichen bekannten moralischen Warnungen zurück zu greifen.

Weiterhin wäre es naiv zu glauben, dass allein eine auf Bildung ausgerichtete Jugendarbeit ausreichen würde um im Rahmen der Jugendarbeit effektive Suchtprävention praktizieren zu können. Es ist als unerlässlich zu betrachten, dass die Formen der Jugendarbeit geeignete und für die Jugendlichen attraktive Alternativen schaffen. Diese müssen den Jugendlichen einen ähnlichen Reiz, bzw. ein ähnliches Rauschgefühl ermöglichen, damit für sie klar wird, dass der Konsum legaler und illegaler Substanzmittel nicht der einzige Weg ist um einen anderen Bewusstseins- und Wahrnehmungszustand zu erleben. Um ein entsprechendes Alternativangebot zu schaffen muss sich die Jugendarbeit erlebnispädagogischen Angeboten bedienen. Diese können beispielsweise Kletteraktivitäten sein, oder auch Angebote in der Natur wie das Mountain Rafting. Das Angebot erlebnispädagogischer Aktivitäten sollte in Bezug auf die Suchtprävention in der Jugendarbeit nicht als konkurrierende Maßnahme zu einer zuvor beschriebenen Bildungsarbeit gesehen werden. Vielmehr sollte ein Zusammenspiel zwischen Bildungsangeboten auf der einen und erlebnispädagogischen Angeboten auf der anderen Seite stattfinden um den Jugendlichen ganzheitlich deutlich zu machen welche Gefahren der Drogenkonsum mit sich bringt und wie man dennoch die scheinbar positiven Effekte des Konsums auch auf andere Weise erleben kann.

Abschließend ist festzuhalten, dass die hier vorliegende Arbeit deutlich die Wichtigkeit suchtpreventiver Maßnahmen für Jugendliche und junge Erwachsene herausgestellt hat. Gerade der unkontrollierte und hemmungslose Alkoholkonsum, der von vielen Jugendlichen und jungen Erwachsenen praktiziert wird kann verheerende Folgen, bzw. Schäden für diese Altersgruppen nach sich ziehen. Ähnlich verhält es sich mit dem Cannabiskonsum, den es insbesondere bei Jugendlichen nicht zu unterschätzen gilt. Auch wenn hier die Statistiken für diese Droge nicht so beunruhigend wirken wie es bei dem Alkoholkonsum der Fall ist, so ist aufgrund der anzunehmenden Dunkelziffer von einer Verharmlosung des Problems abzusehen. Cannabis ist das in Europa am weitesten verbreitete illegale Substanzmittel (vgl. Pfeiffer-Gerschel/Simon, 2008: 230). „Der Konsum von Cannabis ist längst in breiten Schichten der Bevölkerung angekommen und stellt kein

ausschließliches Phänomen marginalisierter Gruppen dar (Pfeiffer-Gerschel/Simon, 2008: 230).

Des Weiteren werden Forderungen laut man solle z.B. Alkoholwerbung verbieten (vgl. Adams/Effertz, 2009: 178). Weiterführend ist jedoch zu bemerken, dass Suchtprävention das geeignetste Mittel ist, wenn es um eine Drogenbekämpfung oder einer Drogenverhinderung geht, zumal sie nicht darauf abzielt z.B. Alkohol durch ein eventuelles Werbeverbot aus den Köpfen der Jugendlichen zu verdrängen, sondern es bewusst zu thematisieren. Parallel dazu ist Jugendarbeit das Setting in welchem die Maßnahmen der Drogenprävention am besten wirken können, da dort den Besucherinnen und Besuchern durch den Freiwilligkeitsaspekt ein anderer Zugang zur Thematik ermöglicht wird als bei anderen verpflichtenden Angeboten wie z.B. der Schule. Ein Zusammenschluss von Jugendarbeit und Suchtprävention ist daher nicht nur zu befürworten, sondern eigentlich unabdingbar um Jugendliche durch entsprechende Angebote für das Thema Drogen zu sensibilisieren und ihnen im Weiteren geeignete Alternativen zum Konsum zu präsentieren. Dass dies nötig und wirksam wäre liegt auch darin begründet, dass die ersten Drogenerfahrungen am häufigsten im jugendlichen oder im jungen Erwachsenenalter gemacht werden (vgl. Kraus/Pfeiffer-Gerschel/Pabst, 2008: 24). Aus diesem Wissen heraus ist es sinnvoll an Orten anzusetzen an welchen man Menschen dieser Altersgruppe am häufigsten antrifft.

Literaturverzeichnis

Adams, Michael/ Effertz, Tobias (2009). Prävention riskanten Alkoholkonsums von Kindern und Jugendlichen. In: SUCHT. Bern: Huber, 2009. S. 169- 180.

Bäuerle, Dietrich (1996). Sucht und Drogen – Prävention in der Schule. München: Kössel – Verlag GmbH, 1996.

Brachet, Inge (2006). Auswirkungen eines Paradigmenwechsels auf die Soziale Arbeit. In: Sozialmagazin Jg. 6/2006. Weinheim; München: Juventa, 2006. S. 14-24.

Bericht der Bundesregierung über die gegenwärtige Situation des Mißbrauchs von Alkohol, illegalen Drogen und Medikamenten in der Bundesrepublik Deutschland und die Ausführung des Aktionsprogramms des Bundes und der Länder zur Eindämmung und Verhütung des Alkohoolismus. Deutscher Bundestag, 10. Wahlperiode Drucksache 10/ 5856 vom 16.7 1986, S. 6.

Blum, Cornelia/ Sting, Stephan (2003). Soziale Arbeit in der Suchtprävention. München: Ernst Reinhardt Verlag, 2003.

Bundesarbeitsgemeinschaft Streetwork/ Mobile Jugendarbeit (2003). Fachliche Standard für Streetwor und Mobile Jugendarbeit. Präambel. In: Gillich, Steffan (Hrsg.). Streetwork/ Mobile Jugendarbeit. Aktuelle Bestandsaufnahme und Positionen eigenständiger Arbeitsfelder. Gelnhausen: Triga, 1. Auflage, 2003. S. 208- 217.

Bundeszentrale für gesundheitliche Aufklärung (BZfGA) (1993), (Hrsg.). In: Gesundheitsförderung und Erlebnispädagogik in der Jugendarbeit – Erfahrungen und Empfehlungen aus der Kampagne: Ohne Rausch geht's auch. Köln: 1993 Entnommen aus: Haushahn, Hermann (1996). Jugendalkoholismus. Frankfurt am Main: Peter Lang GmbH, 1996.

Degenhardt, Louisa/ Hall, Wayne/ Teesson, Maree (2008). Suchtmittel und Abhängigkeit. Formen - Wirkungen - Interventionen. Bern: Huber, 1. Auflage, 2008.

Deinet, Ulrich (2005). Das sozialräumliche Muster in der Offenen Kinder- und Jugendarbeit. In: Deinet, Ulrich/ Sturzenhecker, Benedikt (Hrsg.): Handbuch der

Offenen Kinder- und Jugendarbeit. Wiesbaden: Vs Verlag für Sozialwissenschaften/ GWV Fachverlag GmbH, 3. Auflage, 1998. S. 217-229.

Deinet, Ulrich/ Nörber, Martin/ Sturzenhecker, Benedikt (2002). Kinder – und Jugendarbeit. In: Schröder, Wolfgang/ Struck, Norbert/ Wolff, Mechthild (Hrsg.): Handbuch der Kinder- und Jugendhilfe. Weinheim; München: Juventa Verlag, 2002. S. 693- 713.

Deinet, Ulrich (2002). Offene Kinder- und Jugendarbeit. In: Schröder, Wolfgang/ Struck, Norbert/ Wolff, Mechthild (Hrsg.): Handbuch der Kinder- und Jugendhilfe. Weinheim; München: Juventa Verlag, 2002. S.693- 713.

Deinet, Ulrich (2004). Rauman eignung als Bildungspraxis in der Offenen Jugendarbeit. In: Lindner, Werner /Sturzenhecker, Benedikt (Hrsg.): Bildung in der Kinder- und Jugendarbeit. Vom Bildungsanspruch zur Bildungspraxis. Weinheim; München: Juventa Verlag, 2004. S. 111-130.

Drößler, Thomas (2002). Drogenprävention in den Erzieherischen Hilfen. In: Arnold, Helmut/ Schille, Hans-Joachim (Hrsg.). Praxishandbuch Drogen und Drogenprävention. Handlungsfelder - Handlungskonzepte – Praxisschritte. Weinheim; München: Juventa Verlag, 2002. S. 307- 324.

Ellermann, Doris (2008): Jugendarbeit und Ganztagschule. Grundlagen und Wege zu einer Kooperation. Hamburg: Diplomica Verlag GmbH, 2008.

Feser, Herbert (1981). Drogenerziehung. Langenau-Albeck: Armin Vaas Verlag, 1981.

Eyssenck Hans-Jürgen/ Eysenck Michael W. (1985) Persönlichkeit und Individualität. Ein naturwissenschaftliches Paradigma mit einem Vorwort von Theo Herrmann. Entnommen aus: Degenhardt, Louisa/ Hall, Wayne/ Teesson, Maree (2008). Suchtmittel und Abhängigkeit. Formen - Wirkungen - Interventionen. Bern: Huber, 1. Auflage, 2008.

Feuerlein, Wilhelm (1989): Alkoholismus – Missbrauch und Abhängigkeit: Entstehung - Folgen - Therapie. Stuttgart; New York: Thieme, 4. Auflage, 1979.

Fredersdorf, Frederic (1998). Bildung und Sucht. Eine biographische Studie zu den pädagogischen Aspekten der Suchtbewältigung. Geesthacht: Neuland, 1998.

Fülbier, Paul/ Münchheimer, Richard (2002). Handbuch Jugendsozialarbeit. Geschichte, Grundlagen, Konzepte, Handlungsfelder, Organisation. Band 2. Münster: Votum Verlag, 2002. S. 827- 832.

Gängler, Hans (2002). Jugendverbände. In: Schröer, Wolfgang/ Struck, Norbert/ Wolff, Mechthild (Hrsg.): Handbuch der Kinder- und Jugendhilfe. Weinheim; München: Juventa Verlag, 2002. S. 585-593.

Haushahn, Hermann (1996). Jugendalkoholismus. Frankfurt am Main: Peter Lang GmbH, 1996.

Heidemann, Rudolf (1981). Erziehung in der Zeit der Pubertät – Pädagogische Grundfragen des Jugendalters. Heidelberg: 2 Auflage, 1981. Entnommen aus: Haushahn, Hermann (1996). Jugendalkoholismus. Frankfurt am Main: Peter Lang GmbH, 1996.

Kielholz, Paul/ Ladewig, Dieter (1972). Die Drogenabhängigkeit des modernen Menschen. München: J.F. Lehmanns, 1972.

Kielholz, Paul/ Ladewig, Dieter (1973). Die Abhängigkeit von Drogen. München: 1973. Entnommen aus: Haushahn, Hermann (1996). Jugendalkoholismus. Frankfurt am Main: Peter Lang GmbH, 1996.

Klose, Andreas/ Steffan, Werner (2005). Mobile Jugendarbeit und Straßensozialarbeit. In: Deinet, Ulrich/ Sturzenhecker, Benedikt (Hrsg.): Handbuch der Offenen Kinder- und Jugendarbeit. Wiesbaden: Vs Verlag für Sozialwissenschaften/ GWV Fachverlag GmbH, 3. Auflage, 1998. S. 306- 313

Klose, Andreas/ Steffan, Werner (1997). Streetwork und Mobile Jugendarbeit in Europa. Europäische Streetwork- Explorationsstudie. Münster: Votum Verlag, 1997.

Koller, Elfriede (1988). Ziele und Probleme suchtpreventiver Jugendarbeit. In: Bartsch/ Knigge-Illner (Hrsg.). Sucht und Erziehung. Band 2. Sucht und Jugendarbeit.

Ein Handbuch für Lehrer und Sozialpädagogen. Weinheim; Basel: Beltz Verlag, 1988. S. 15- 21.

Krafeld, Franz Josef (2002). Akzeptierende Jugendarbeit. Grundsätzliches und Perspektivisches zu einem besonders kontrovers diskutierten Ansatz. In: Wiedemann, Dieter (Hrsg.). Die rechtsextreme Herausforderung. Jugendarbeit und Öffentlichkeit zwischen Konjunkturen und Konzepten. Bielefeld: GMK. S. 126 ff.

Kraus, Ludwig/ Pfeiffer-Gersche, Tim/ Pabst, Alexander (2008). Cannabis und andere illegale Drogen: Prävalenz, Konsummuster und Trends. Ergebnisse des Epidemiologischen Suchtsurveys 2006. In: SUCHT. Bern: Huber, 2008. S. 16- 25.

Laucht, Manfred (2007). Besondere Wirkung des Substanzkonsums auf junge Menschen. Jugendalter - Kritische Altersperiode für die Entwicklung des Substanzkonsums. In: Graßmann, Raphael/ Havemann-Reinecke, Ursula/ Mann, Karl (Hrsg.). Jugendliche und Substanzmittelkonsum. Trends - Grundlagen - Maßnahmen. Freiburg im Breisgau: Lambertus, 2007. S.42- 57.

Nyk, Adam/ Slodek, Dagmara (2010). Narkotyki. Programy profilaktyczno – edukacyjne. Nadarzyn: Lissner Studio, 2010.

Overwien, Bernd (2008). Informelles Lernen. In: Coelen, Thomas/ Otto, Hans-Uwe (Hrsg.): Grundbegriffe Ganztagsbildung. Das Handbuch. Wiesbaden: Vs Verlag für Sozialwissenschaften/ GWV Fachverlag GmbH, 1.Auflage, 2008. S. 128- 136.

Pauli, Bettina (2008). Kooperation von Jugendarbeit und Schule: Chancen und Risiken. Schwalbach: Wochenschau Verlag, 2. Auflage, 2008.

Pfeiffer-Gersche, Tim/ Simon, Roland (2008). Cannabisbezogene Störungen – Neue Ansätze in Prävention und Behandlung. In: SUCHT. Bern: Huber, 2008. S. 229- 233.

Reutlinger/ Christian (2005). „Sozial-räumliche“ Dimensionen Offener Jugendarbeit. Urbane Lebenswelten und Sozialrauorientierung. In: Deinet, Ulrich/ Sturzenhecker, Benedikt (Hrsg.): Handbuch der Offenen Kinder- und Jugendarbeit: Einzel-, Gruppen- und Gemeinwesenarbeit. Wiesbaden: Vs Verlag für Sozialwissenschaften/ GWV Fachverlag GmbH, 3. Auflage, 1998. S. 400- 405.

Sack, Peter-Michael/ Schindler, Andreas/ Thomasius, Rainer (2012). Bindungsmuster von Cannabis- und Ecstasykonsumenten. In: SUCHT. Bern: Huber, 2012. S. 45- 50.

Schmidt, Bettina (1998). Suchtprävention bei konsumierenden Jugendlichen: Sekundärpräventive Ansätze in der geschlechtsbezogenen Drogenarbeit. Weinheim und München: Juventa Verlag, 1998.

Schmutzler, Tina (2006). Drogengebrauch im Jugendalter- Bestandsaufnahme und Umgangsstrategien für die polizeiliche Drogenprävention im Freistaat Sachsen. Rothenburg/ Oberlausitz: Verlag der Hochschule der Sächsischen Polizei (FH), 2006.

Schneider, Miriam (2007). Cannabis in der Pubertät. Erkenntnisse aus tierexperimentellen Untersuchungen und Humanstudien. In: Graßmann, Raphael/ Havemann-Reinecke, Ursula/ Mann, Karl (Hrsg.). Jugendliche und Substanzmittelkonsum. Trends - Grundlagen - Maßnahmen. Freiburg im Breisgau: Lambertus, 2007. S. 77- 94.

Schumann, Michael (2005). Konzepte und Methoden in der Offenen Jugendarbeit. In: Deinet, Ulrich/ Sturzenhecker, Benedikt (Hrsg.): Handbuch der Offenen Kinder- und Jugendarbeit: Einzel-, Gruppen- und Gemeinwesenarbeit. Wiesbaden: Vs Verlag für Sozialwissenschaften/ GWV Fachverlag GmbH, 3. Auflage, 1998. S. 286-305.

Simon, Titus (2009). Suchtarbeit mit wohnungslosen Menschen. Zur notwendigen Kooperation von Sucht – und Wohnungslosenhilfe. In: Sozialmagazin Jg. 6/2009. Weinheim; München: Juventa, 2009. S. 10- 16.

Sting, Stephan/ Stockmann, Sebastian (2004). Von der Suchtprävention zur drogenbezogenen Bildung. Die Kultivierung des Drogengebrauchs als Aufgabe einer bildungsorientierten Jugendarbeit am Beispiel der Leipziger Drug Scouts. In: Bildung in der Kinder- und Jugendarbeit. Vom Bildungsanspruch zur Bildungspraxis. Weinheim und München: Juventa Verlag, 2004. S. 215- 224.

Stöver, Heino (1999). Akzeptierende Drogenarbeit – Rückblick und Perspektiven. In: Stöver, Heino. Akzeptierende Drogenarbeit: Eine Zwischenbilanz. Freiburg im Breisgau: Lambertus, 1999. S. 11- 24.

Szafranski, Nadine (2009). Jugendalkoholismus und Suchtprävention. Frankfurt am Main: Peter Lang, 2009.

Von Wensierski, Hans-Jürgen (2008). Jugendarbeit. In: Chassé, Karl August/ Von Wensierski, Hans-Jürge (Hrsg.): Praxisfelder der Sozialen Arbeit. Eine Einführung. Weinheim; München: Juventa Verlag, 4 Auflage, 1999. S. 34- 49.

Wille, Rolf (1994). Sucht und Drogen und wie man Kinder davor schützt. München: Verlag C. H. Beck, 1994.

Internetquellen

http://www.drogenbeauftragte.de/fileadmin/dateien-dba/DrogenundSucht/Illegale_Drogen/Cannabis/Downloads/Kurzbericht_Cannabis_2011-04-28.pdf (Stand: 14.04.2012)

<http://www.zeit.de/gesellschaft/zeitgeschehen/2011-02/jugendliche-komasaufen-studie> (Stand: 14.04.2012)

2005	26.041	-	6	4	7.369	1.65	5.714	2.34	1.28	1.25	2.04	2.85	2.68	1.99	1.28	1.08	888	439	282	161	49	
2006	25.394	-	4	2	7.221	1.61	5.605	2.41	1.25	1.22	1.92	2.68	2.59	1.94	1.36	953	874	445	265	154	59	
2007	29.390	-	-	1	8.808	1.94	6.866	2.84	1.59	1.30	1.91	2.89	3.08	2.34	1.53	1.01	957	546	307	165	65	
2008	32.629	3	3	1	9.912	2.37	7.536	3.33	1.74	1.45	2.02	3.11	3.30	2.60	1.73	1.05	1.05	634	326	180	111	
2009	34.065	1	4	2	9.939	2.23	7.706	3.66	1.96	1.63	1.94	3.10	3.49	2.88	1.88	1.05	1.07	8	750	338	207	94
2010	34.261	-	2	-	9.832	2.14	7.688	3.70	2.12	1.72	1.83	2.89	3.54	2.99	1.91	1.16	979	851	374	200	100	
Veränderung 2000						122,																
zu 2010 in %						176,4	6	196,4														
Veränderung 2009																						
zu 2010 in %						-1,1	-4,0	-0,2														

1) Einschl. der Fälle mit
unbekanntem Geschlecht.

Quelle: Statistisches Bundesamt (Destatis),
Krankenhausdiagnosestatistik.

© Statistisches
Bundesamt,

Wiesbaden, 2011

Vervielfältigung und Verbreitung, auch
auszugsweise, mit Quellenangabe gestattet.

Eidesstattliche Erklärung

Ich erkläre hiermit an Eides statt, dass ich die vorliegende Arbeit ohne unzulässige Hilfe Dritter und ohne Benutzung anderer als der angegebenen Hilfsmittel angefertigt habe; die aus anderen Quellen direkt oder indirekt übernommenen Daten und Konzepte sind unter Angabe des Literaturzitats gekennzeichnet.

.....

(Ort/ Datum)

.....

(Unterschrift)